

SCHOPENHAUER UND SEINE SCHWESTER.

EIN BEITRAG ZUR LEBENSGESCHICHTE DES
PHILOSOPHEN.

Von DR. HANS ZINT (Danzig).

Die seelische Vereinsamung und Verhärtung, die Schopenhauers Mannesjahre das Gepräge gibt, läßt sich nicht einzig auf das Geschick des Philosophen zurückführen, nicht darauf allein, daß er jahrzehntelang auf die Beachtung und Anerkennung der Zeitgenossen hat warten müssen. Soweit überhaupt äußere Lebensumstände jenen Zug erklären können, welcher recht eigentlich Schopenhauers erworbenen Charakter ausmacht, ist nicht minder bedeutsam sein rein menschliches Schicksal, das ihm zeitlebens das Glück echter Frauenliebe versagt hat. Schopenhauers vielberufener Weiberhaß stammt nicht aus der Tiefe seines Wesens, ist nicht als Fehler oder Tugend zu werten, sondern als Not, als Ausdruck eines schmerzlich empfundenen Entbehrens.

Selten bedurfte ein Jüngling in den Jahren der Entwicklung der Mutter so sehr wie dieser, und selten war eine Mutter ihrem Beruf so wenig gewachsen wie Johanna Schopenhauer. Die mancherlei weiblichen Bekanntschaften, welche der Philosoph als Jüngling und Mann anknüpfte, haben ihn stets nur als Gegenstand sinnlichen Begehrens fesseln können; er, der diese stärkste Äußerung des sich bejahenden Willens nicht nur theoretisch verwarf, sondern auch persönlich schwer unter ihr litt, lernte in ihr das weibliche Geschlecht lediglich als eine feindselige, ihn von der Höhe willensfreier Erkenntnis herabziehende Macht empfinden.

Was ihm bei allen Frauen, die seinen Weg kreuzten, was ihm selbst bei der eigenen Mutter versagt blieb: die hingebende Liebe und das teilnehmende Verständnis einer edlen weiblichen Persönlichkeit — das hat er allein von seiner Schwester empfangen.

Die Zeugnisse hierfür liegen in den von Gwinner mitgetheilten Briefen Adele Schopenhauers an ihren Bruder seit lange vor. Warum aber auch diese Frau nicht imstande gewesen ist, die Schranken seines Gemütslebens für die Dauer zu durchbrechen, warum ihr Einfluß so kurz war, daß auch er keinen mildernden Zug in das herbe Bildnis des Menschen Schopenhauer hat bringen können, das verraten jene Briefe nicht. Aus wenigen abgerissenen Worten der Schwester nur erfahren wir dort, daß er sie bald durch Vorwürfe und Mißtrauen verletzt hat; und der Biograph versichert uns, an dem eintretenden Zerwürfnis hätte Schopenhauers augenblicklich gereizter Zustand, sein krankhafter Argwohn und Mangel an brüderlicher Liebe die Schuld getragen. Ein tiefer Schatten fällt dort auf seinen Charakter.

Neuerdings aber haben zwei Veröffentlichungen, die der Goetheforschung dienen wollen, die Persönlichkeit dieser Schwester im Zusammenhange mit ihrer Umwelt in ein helles Licht gerückt: die Tagebücher der Adele Schopenhauer und ihr Briefwechsel mit Ottilie v. Goethe. An diesen Papieren wird auch ein Biograph Schopenhauers in Zukunft nicht achtlos vorübergehen dürfen; denn sie bilden eine wertvolle Ergänzung des bisher Bekannten, sie berichtigen ein vorschnelles und ungerechtes Urteil, indem sie die Schwester selbst und ihre Beziehungen zum Bruder durch eine jahrelange Entwicklung hindurch zu verfolgen gestatten und so aufzeigen, was die Geschwister in Wahrheit getrennt hat: Die Mutter war es, die zwischen ihnen stand.

Damit gewinnt das Verhältnis des Philosophen zu Adele eine zweifache Bedeutung: es gibt die Möglichkeit, dem Menschen Schopenhauer näher zu kommen, mit den Augen der liebenden Schwester tiefer in sein Wesen zu blicken, als es irgend einem Freunde vergönnt war; und es enthüllt uns, daß die Tragik seines Lebens nicht nur in der Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen wurzelt, sondern nicht minder in der Wesensart der Mutter, die ihn zum Verzicht auf die Liebe der einzigen ihm wahrhaft ebenbürtigen Frau gezwungen hat.

Wenn im Folgenden der Versuch gemacht wird, jenes Verhältnis in seinem äußeren Verlauf und seinem inneren Zu-

sammenhänge aus den vielfach verstreuten Einzelzügen neu erstehen zu lassen, so sollen die Beteiligten vor allem selbst sprechen, und es soll so die Nachprüfung des vorangestellten Ergebnisses ermöglicht werden. In jedem Falle wird sich aus dem zum ersten Mal hier vereinigten urkundlichen Material das lebensvolle Bild eines Geschwisterpaares gewinnen lassen, das in gleichem Maße ein historisches und ein psychologisches Interesse beanspruchen darf.¹⁾

Zuvor noch eine Bemerkung über den Quellenwert der Auslassungen Adelsens. In dem kürzlich erschienenen Lebensbilde der Johanna Schopenhauer hat Laura Frost die Bedeutung der Tagebücher als biographischer Urkunden herabzusetzen gesucht²⁾, weil Adele zur Zeit ihrer Niederschrift körperlich und seelisch krank gewesen sei; sie beruft sich auf das Zeugnis der Jenny v. Gustedt, geb. v. Pappenheim, wonach Adelsens Leidenschaftlichkeit, die Glut ihrer Empfindungen sie oft über die Grenzen der geselligen Unterhaltung fortgerissen und sie krank gemacht, das Gefühl des Unbefriedigtseins schwer auf ihr gelastet habe³⁾. Zunächst sei dieser Zeugin gegenüber bemerkt — was Laura Frost wohl übersehen hat — daß sie, im Jahre 1811 geboren, 14 Jahre jünger als Adele, also in der von

¹⁾ Benutzt sind vor allem folgende Schriften: v. Gwinner, Schopenhauers Leben, 3. Aufl. 1910. — Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Werken und Leben I. Bd. 1885, S. 115 ff.: Goethes Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern. — Schemann, Schopenhauer-Briefe 1893. — Grisebach, Schopenhauer, Geschichte seines Lebens 1897; Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens 1905. — Die Tagebücher der Adele Schopenhauer, 2 Bde., Leipzig, Inselverlag 1909. — Schriften der Goethesellschaft Bd. 27 (1912) u. Bd. 28 (1913): Aus Ottilie von Goethes Nachlaß. — In der dritten Aufl. der Gwinnerschen Biographie sind zwar einige Stellen aus den damals schon vorliegenden Tagebüchern angeführt; eine Erschöpfung oder gar Verarbeitung des gebotenen Stoffes ist jedoch nicht versucht worden.

²⁾ Laura Frost, Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus klassischer Zeit. 2. Aufl. 1913. S. XIV, 104, 170 ff. — Auch Prof. Houben spricht in seiner ersten Veröffentlichung von Johanna Schopenhauers Testament „Tägl. Rundschau“ Unterhaltungsbeil. v. 27. Mai 1916 von den „wirren Tagebüchern“.

³⁾ Lily Braun, Im Schatten der Titanen. 2. Tausend. S. 101f.

den Tagebüchern umfaßten Zeit (1816 bis 1822) noch ein Kind, und auch beim Fortzuge Adelens aus Weimar erst 18 jährig war. Im übrigen aber besteht kein Grund zu der Annahme, das Gefühlsleben Adelens sei jemals bis zu einem den Wert ihrer Aufzeichnungen herabsetzenden krankhaften Gemütszustande gesteigert gewesen; eine Briefstelle aus dem Jahre 1831, auf die Laura Frost sich bezieht¹⁾, ist schwerlich im Wortsinne zu nehmen und betrifft obenein wohl eine spätere Zeit. Wer sich ein Urteil über Adele und den Charakter ihrer Tagebücher und Briefe bilden will, prüfe diese selbst: gewiß finden sich leidenschaftliche Aufwallungen darin, niemals aber übersteigen sie das einem lebhaften Temperament, dem jugendlichen Alter der Verfasserin und dem zeitgeschichtlich bedingten Gefühlsüberschwange entsprechende Maß, und sie sind jedenfalls nur vereinzelt inmitten überraschend klarer Beobachtungen und ruhiger Erwägungen. Freilich darf das Urteil nicht durch das unbewußte — bei einer Biographin der Johanna Schopenhauer psychologisch wohl erklärliche — Bestreben getrübt sein, die Schlaglichter, die in diesen Aufzeichnungen auf die Mutter fallen, zu verdunkeln oder gar auszulöschen. Gerade auch für das Charakterbild Johannas liefern sie reichlichen, bisher noch unverarbeiteten Stoff, dessen Zuverlässigkeit um so größer erscheint, als alle Äußerungen Adelens über die Mutter von kindlicher Liebe und weiblichem Anlehnsbedürfnis getragen sind; daß sie sich darin so oft enttäuscht und zurückgestoßen fand, war nicht Schuld der Tochter.

Verfolgen wir das Verhältnis von Arthur und Adele Schopenhauer, wie es sich im Verlaufe von Adelens Leben — 1797 bis 1849 — wechselnd gestaltet hat, so hebt sich die Zeit von 1814 bis 1820 als die Periode der engsten Berührung beider — im freundlichen wie im feindlichen Sinne — heraus; sie ist es auch, deren Kenntnis durch die neueren Veröffentlichungen besonders vertieft worden ist. Die Beziehungen der Geschwister in diesen Jahren werden darum das besonders ins Ohr fallende Thema des Folgenden sein (Abschnitte II bis V). Es beginnt mit einer

¹⁾ Vorwort S. XIV; vgl. unten Abschnitt VI.

Dissonanz: dem Mißverhältnis beider beim persönlichen Zusammensein im Winter 1814 (Abschnitt II), erhebt sich in wachsendem Wohllaut mit dem Heranreifen Adels während der folgenden Jahre (III) bis zu der vollen Harmonie des Briefwechsels von 1819 (IV), um dann mit einem jähen Mißklang in dem Bruch von 1820 zu enden (V); zu diesem Thema verhält sich das Wenige, was aus früherer Zeit zu uns herüber tönt (I), nur wie ein leiser Auftakt, alles Spätere (VI) wie ein langer, schmerzlicher Nachklang.

I.

Als Adele Schopenhauer am 12. Juni 1797 in Hamburg geboren wurde, stand Arthur bereits in seinem 10. Lebensjahre. Kurz nach der Geburt der Schwester wurde er vom Vater zu dem Freunde Grégoire de Blésimaire nach Havre gebracht. Von seiner Rückkehr nach Hamburg im Jahre 1799 bis zum Frühjahr 1803 lebten die Geschwister im Elternhause zusammen. Während dieser Zeit, von Adels drittem bis zu ihrem sechsten Jahre, konnte Arthur zum ersten Male und jedenfalls so nahe wie später niemals mehr das Leben und die Entwicklung eines Kindes in diesem seinem schönsten Alter beobachten. Viele Jahre später hat uns der gereifte Philosoph eine ergreifende Schilderung der Kindheit als der Zeit der Unschuld und des Glücks gegeben¹⁾; wenn wir uns erinnern, wie sich der zum Jünglingheranwachsende Knabe bereits in seinem Reisetagebuch als ein mit dem Herzen teilnehmender scharfer Beobachter zeigt, und wie er später gerade auf die Jugendeindrücke als die wertvollsten und nachhaltigsten hinweist, so werden wir in jenem Zusammenleben mit dem Schwesterchen wohl die Keime dieser Schilderung suchen dürfen.

¹⁾ Welt als Wille (Ausgabe Deussen) Bd. 2. S. 450. — Gegenüber dieser Stelle, wo die Worte vorkommen: „der klare unschuldige Blick der Kinder, an dem wir uns erquicken“ — vermag Paulsen (Deutsche Rundschau Bd. 32 S. 73) zu sagen, Schopenhauer schein zu Kindern kein anderes Verhältnis als das der Antipathie gekannt zu haben! — Wie Schopenhauer auch noch im hohen Alter zu Kindern war, darüber sehe man die Erinnerungen der Frau Lucie Franz, Schopenhauer-Jahrbuch 1914 S. 74ff.

Die große Reise, die Arthur im Frühjahr 1803 mit den Eltern zusammen antrat, trennte die Geschwister wieder. Adele wurde während dieser Zeit bei Verwandten in Danzig untergebracht. Dort fand Arthur sie vor, als er im September 1804 mit der Mutter in Danzig eintraf, um in der Heimatstadt konfirmiert zu werden und zugleich die erste Vorbereitung zum Kaufmannsberuf zu empfangen. In den ersten Tagen des Jahres 1805 kehrten die Geschwister mit der Mutter zum Vater nach Hamburg zurück.

Aber nur kurze Zeit noch blieb die Familie vollzählig: am 20. April 1805 fand Heinrich Floris Schopenhauer durch einen Sturz den Tod. Welch schwere Erschütterung der Verlust des geliebten Vaters für Arthur bedeutete, ist aus seinen eigenen Worten bekannt; aber auch die fast 8 Jahre alte Adele kann davon nicht mehr unberührt geblieben sein. Anders mag die Mutter empfunden haben, sie, die den Anblick ihres toten Gatten — wohl aus ästhetischen Gründen — zu vermeiden wußte, mit seinem Gelde dagegen und dem Hofratstitel, den er selbst nie geführt, alsbald in Weimar die „verlorene Jugend“ nachzuholen suchte und in kurzer Zeit sagen konnte, sie lebe so glücklich, wie sie es seit ihren Kinderjahren nicht gewesen sei.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn scheint in Hamburg noch ungetrübt gewesen zu sein. Als Johanna Schopenhauer am 28. September 1806 in Weimar eintraf, fand sie dort bereits zur Begrüßung einen Brief von Arthur vor, und dieser Brief enthielt auch eine besondere Einlage für Adele, worüber diese eine „rechte große Freude“ empfand.

Von dem Wesen des neunjährigen Schwesterchens, dem dieser Liebesbeweis des achtzehnjährigen Bruders galt, erhalten wir einen Eindruck aus einem Briefe der Mutter an Arthur vom 19. Oktober 1806, worin sie die Schlacht bei Jena und die folgende Besetzung und Plünderung Weimars durch die Franzosen schildert: während Johanna mit Hausgenossen und Freunden unter dem fernen Kanonendonner schwüle Stunden verlebte, blieb Adele „ruhig unbefangen, ein wahres Kind und mir ein tröstender Engel“. Bald aber kam der Gefechtslärm näher; der Fußboden bebte, die Fenster klirrten, die Kugeln sausten über das Haus und schlugen hier und dort

ein; die Mutter nahm Adele auf den Schoß und erwartete den Tod. Aber Adele

„hatte sich den ganzen Tag, selbst in diesem schrecklichen Momente, nicht aus der Fassung bringen lassen, keine Träne, kein Angstgeschrei, immer ging sie neben mir, und wenns ihr zu viel ward, küßte sie mich und drückte mich an sich und bat mich, nicht angst zu sein. Auch jetzt war sie ganz stille, aber ich fühlte die zarten Glieder wie von Fieberfrost beben und hörte, wie ihre Zähne aneinanderschlügen. Ich küßte sie, bat sie ruhig zu sein, wenn wir stürben, so stürben wir ja miteinander, und ihr Zittern legte sich, und sie sah mir freundlich in die Augen.“

Als dann eine Horde Franzosen in das Haus brach und sich darin niederlassen zu wollen schien, holte die alte Dienerin Adelen, „die ganz niedlich mit ihnen sprach und sie bat, zu gehen, weil sie sehr schläfrig wäre; und die Unholde ließen sich von dem Kinde bereden und gingen.“

Noch ein anderes zartes Bild der kleinen Schwester empfing Arthur kurz darauf in einem Bericht der Mutter über das Weihnachtsfest 1806, besonders eindrucksvoll für den Empfänger wohl durch die auf dem gleichen Blatt gezeichnete Figur Goethes: Adele hat am Weihnachtsabend von befreundeten Damen einen Tannenbaum mit Äpfeln, Nüssen und Wachlichtern geschenkt bekommen, auch Puppen und anderes Spielzeug. Am ersten Feiertage besucht Goethe die Teegesellschaft der Frau Hofrätin; aber nicht lange bleibt er im Kreise der Erwachsenen, bald sucht er die Kinder auf — denn Adele hat noch eine Freundin zu Besuch — und sitzt lange bei ihnen in einem Nebenzimmer scherzend und plaudernd; die Mutter kann es nur sehen, nicht zuhören. Aber Tannenbaum und Spielsachen sind aus den Gesellschaftsräumen verbannt in die Stube der alten Wirtschafterin Sophie; dorthin zog es darum die Kinder und mit ihnen Goethe:

„Zuletzt gingen alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophies Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesezt und sich Adels Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück für Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen, und kam nun mit den frohen Kindern und einem so lieben, milden Gesicht zurück, davon kein Mensch einen Begriff hat —.“

Weihnachten 1807 war Schopenhauer schon selbst in Weimar, und die Gestalten des großen Mannes und der kleinen Schwester,

die er nun mit eigenen Augen nebeneinander sah, prägten sich ihm unauslöschlich ein. Über vierzig Jahre später, als Adele gerade am 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtstage des Dichters, bestattet worden war, schrieb der an der Schwelle des Greisenalters stehende Philosoph an die Freundin der Dahingeschiedenen schmerzlich bewegt:

„Ich habe bei Gelegenheit dieser traurigen Koinzidenz mir oft die Zeit vergegenwärtigt, als Goethe gegenwärtig war bei den Weihnachtsgeschenken, die meine Schwester als Kind mit Tisch und Baum aufgeputzt erhielt. Wenn da eine Stimme prophezeit hätte!“ Die Verwandtschaft des Genies und des Kindes, wie er sie im zweiten Bande seines Hauptwerks beschrieben¹⁾, damals in jenen ersten Weimarer Jahren hatte er sie erlebt. So war Adele als Kind ihm ein Gegenstand liebevoller Betrachtung, und das Verhältnis der Geschwister war gewiß so innig, wie es der für das damalige Lebensalter der beiden so erhebliche Unterschied an Jahren nur irgend zuließ.

In die Folgezeit fiel nun aber für die Geschwister eine Entwicklungsperiode, die sie notwendig von einander entfernen mußte: es waren die Jahre, in denen Arthur in rastloser Arbeit es zu jener Reife und Selbständigkeit des Denkens brachte, die in der Dissertation von 1813 ihren ersten Niederschlag fand, zugleich aber auch die herbe und oft abstoßende Sprödigkeit der Wesensart entfaltete, die ihn mit seiner Umwelt so oft noch in Konflikt bringen sollte. Es waren die Jahre, während deren Adele in der Atmosphäre des mütterlichen Hauses vom Kinde zu einer jungen Dame der Weimarer Gesellschaft heranwuchs. Es waren schließlich dieselben Jahre, in denen sich die allmähliche Entfremdung zwischen Mutter und Sohn vollzog. Da diese Entfremdung auch das Verhältnis der Geschwister auf die Dauer ungünstig beeinflussen sollte, so darf sie hier nicht ganz übergangen werden.

Wer die zahlreichen erhaltenen Briefe Johannas an ihren Sohn aus der ersten Weimarer Zeit, von allem zeitgeschichtlichen Wert absehend, daraufhin prüft, wie sie auf Arthur wirken mußten, wird nicht im Zweifel sein, daß sich für Arthur schon damals eine erschreckende Kluft zwischen der Denk-

¹⁾ Welt als Wille Bd. 2 S. 449 ff.

weise der Mutter und der seinigen aufgetan hat, und daß man bei ihm nicht pharisäischen Hochmut, eigensinnige Krittelsucht, krankhaftes Mißtrauen oder gar niedrige Geldgiervoraussetzen braucht, um sein späteres ablehnendes Verhalten gegenüber dem Wesen und Treiben der Mutter zu verstehen. Daß sie bei anderen bedeutenden Männern nicht die gleiche Ablehnung erfuhr, darf nicht gegen Schopenhauer geltend gemacht werden; denn sie konnten bei ihrer ganz anderen Stellung zu Johanna nicht das in ihr suchen, was der Sohn vermißte, und ihnen konnte gleichgültig bleiben, was ihn abstieß. Ihre Klugheit, ihre gesellschaftlichen Talente, die Geschicklichkeit, mit der sie sich gleich nach ihrem Eintritt in Weimar anderen nützlich zu machen und ihr Haus zum Mittelpunkt einer schöngeistigen Geselligkeit zu erheben wußte, ihre schriftstellerische Gewandtheit — das alles konnte für Fernerstehende wohl den Umgang mit ihr anziehend machen. Ganz andere Züge mußten dem Sohne aus den Briefen der Mutter als wesentlich hervortreten: ihre Oberflächlichkeit, das leichtsinnige „Vergessen überstandener Verzweiflung“, mit dem sie so bald nach dem Tode des Vaters und inmitten der Schrecken des Krieges als Mittelpunkt eines Teezirkels sich glücklich fühlt, die im Verkehr mit Berühmtheiten und Fürstlichkeiten sich spiegelnde Eitelkeit, der hinter schönen Worten nur schlecht verhüllte, manchmal bis zur Lieblosigkeit gehende Egoismus, dazu anstelle tieferen Verständnisses für die Eigenart Arthurs ihre hofmeisternden Lehren und Ermahnungen — das alles wird nicht verfehlt haben, den schnell heranreifenden, damals gerade an einer verhaßten Tätigkeit leidenden und bereits mit sich und dem Problem des Daseins schwer ringenden Sohn stutzig zu machen und bald abzustoßen. Die tiefwurzelnde Wesensverschiedenheit beider braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden; sie ist oft genug erörtert worden. Nur auf die Feststellung kam es an, daß sie schon dem heranwachsenden Jüngling fühlbar wurde.

Auf einen Punkt aber muß noch besonders hingewiesen werden, weil er bisher nicht ausreichend gewürdigt worden ist, und weil er gerade den Kern des später zum Bruch führenden Konflikts bildet: Johannas Männerfreundschaften. Es soll ihr

aus diesen Freundschaften kein Vorwurf gemacht werden, mag deren Art nun gewesen sein, wie sie wolle. Zur gerechten Beurteilung des späteren Verhaltens Schopenhauers aber darf die Frage nicht übergangen werden: welchen Eindruck mußten sie auf den Sohn machen? So viel ist gewiß, sie spielten in den Briefen der Mutter an Arthur eine große Rolle; im Laufe ganz weniger Monate standen erst der „Doktor“, dann Rat Conta, dann Fernow im Vordergrund. Von Conta heißt es:

„Wollte ich ausgehen, so hatte ich seinen Arm; wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so saß er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder.“

Doch nicht genug damit. In derselben Zeit, zu der sie sich solcher Freunde erfreute, hielt Johanna es für gut, dem Sohne zu berichten:

„an Anbetern fehlt es mir nicht,“
und sie erzählte mit Behagen von einem Frankfurter Kaufmann, der

„sehr ernstlich um meine Hand geworben,“
und von einem adligen Kammerherrn,

„der mich gern in den Adelstand erheben möchte mich unverhohlen veneriert, alle Welt weiß es.“

Nun versetze man sich in die Empfindungen eines feinfühlenden jungen Menschen — es braucht nicht gerade Arthur Schopenhauer zu sein — der, noch um den geliebten Vater trauernd, von der lebenslustigen Mutter derartige Mitteilungen empfängt. Wenn heranwachsende Kinder sich mit einer zweiten Ehe der Mutter immer schwer abfinden, solange das Bild des Vaters in ihnen lebendig ist, so beruht dies natürliche Gefühl nicht nur darauf, daß der unersetzliche Vater für die Mutter so leicht zu ersetzen scheint; noch eine andere, tiefer liegende Vorstellung, nicht notwendig deutlich gedacht, aber doch dunkel empfunden, gesellt sich als abstoßend hinzu: das Gewährwerden des Geschlechtlichen bei der eigenen Mutter. Dies war es auch, was den jungen Schopenhauer besonders von der Mutter abstoßen mußte. Es soll nicht gesagt werden, daß aus Johannas Mitteilungen auf geschlechtliche Beziehungen zu diesem oder jenem Freunde geschlossen werden müßte oder

auch nur könnte. Aber indem sie mit so unverhüllter Genugtuung von den sie umwerbenden Männern berichtete, stellte sie sich selbst dem Sohne als Geschlechtswesen, als Weibchen dar und befleckte so dasjenige Frauenbild, das für den heranwachsenden Jüngling sonst natürlicherweise allen geschlechtlichen Beziehungen und Gedanken entrückt ist. Wenn Johanna gleichzeitig immer wieder versicherte, Arthur brauche nichts zu fürchten, sie denke nicht daran, sich wieder zu verheiraten (wohlgemerkt nur, um ihre „teuer erkaufte“ Unabhängigkeit nicht aufzugeben), so traf sie gerade so daneben und verriet die gleiche Unkenntnis der Jünglingsseele, wie alle diejenigen Beurteiler Schopenhauers es tun, die es sich nicht anders denken können, als daß Arthur aus Sorge um das väterliche Vermögen eine Wiederverheiratung der Mutter gefürchtet habe. Wir wissen, welche große Rolle das Geschlechtliche gerade in den inneren Kämpfen des jugendlichen Schopenhauer gespielt hat; aus seiner letzten Hamburger Zeit stammt jener Aufschrei in rhythmischer Form, mit welchem er sich gegen die Fesseln der Sinnlichkeit aufbäumt¹⁾. Nun war es die eigene Mutter, die sich in das gleiche „Band der Schwäche“ verstrickt zeigte und ihn zwang, auch sie sich als Gegenstand werbender Blicke und Reden vorzustellen. Sie selbst ist es gewesen, die die Arglosigkeit Arthurs, die natürliche Zartheit des Verhältnisses von Mutter und Sohn mit ihren eitlen Prahlereien zerstört und den Keim zu jenem Verdacht gelegt hat, aus dem heraus er ihr später wegen ihres Verhältnisses zu Gerstenbergk einen — vielleicht teilweise ungerechten — Vorwurf machen sollte.

Die bezeichneten Eindrücke vom Wesen der Mutter, die wir nur aus ihren Briefen der Jahre 1806 und 1807 gewinnen können, mögen sich für den Sohn während des persönlichen Zusammenseins beider in Weimar vom Herbst 1807 bis zum Herbst 1809 (freilich in getrennten Wohnungen), aus späteren Briefen und bei Ferienbesuchen vertieft haben. Nach der Schlacht bei Lützen, im Mai 1813, geschah es dann, daß Schopenhauer im Hause der Mutter den Regierungsrat Müller

¹⁾ Gwinner S. 42. — Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß, Ausgabe Grisebach Bd. 4 S. 366.

v. Gerstenbergk vorfand und damit die „domestica quaedam“, die „gewissen häuslichen Verhältnisse“, die ihn alsbald wieder forttrieben in das stille Rudolstadt. Im folgenden Winter aber, als er auf Bitten Johannas längere Zeit mit seinem Freunde Gans bei ihr wohnte und als erwachsener Sohn auf diese häuslichen Zustände Einfluß zu gewinnen suchte, kam es zum offenen Zwist, der schließlich zum Bruch führen sollte.

II.

In diesen Winter 1813/14 fällt auch die erste nähere Berührung Schopenhauers mit der nun dem Kindesalter erwachsenen Schwester, und auch diese Berührung gestaltete sich zunächst nicht freundlich.

Die Briefe, welche Ottilie v. Pogwisch, die spätere Frau August v. Goethes, und ihre beste Freundin Adele Schopenhauer in den Jahren 1813 und 14 gewechselt haben, geben ein lebendiges Bild von diesem Mädchen, wie es sich damals dem Bruder dargestellt hat, und lassen einen Rückschuß auf das Verhältnis der Geschwister zu. Da kann es denn nicht zweifelhaft sein, daß innigere Beziehungen zwischen Schopenhauer und der jetzt im siebzehnten Jahre stehenden Adele in dieser Zeit nicht möglich waren: allzuweit auseinander lagen die Entwicklungsstufen beider.

Der Befreiungskampf des Jahres 1813 hatte die patriotische Begeisterung der jungen Mädchen Weimars erweckt. Adele gründete in diesem Jahre mit ihren Freundinnen den „Orden der Hoffnung oder des Deutschen Schwesternbundes“ zum Besten von Invaliden und Soldatenwitwen; doch spielt der eigentliche Zweck dieses Ordens in den Briefen der Mädchen keine Rolle, sondern die daran hängenden Äußerlichkeiten sind es, die eifrig erörtert werden: Ordenspatente, Manifeste an die Mitglieder, das Sticken von Brieffaschen und Mützen für einzelne jugendliche Freiheitshelden. Ein Lützower Jäger, Ferdinand Heinke, der versprengt und verwundet im Weimarer Park aufgefunden worden war, wurde bevorzugter Schützling und für Adele und Ottilie der Gegenstand schwärmerischer Liebe und Anbetung. Er war freilich verlobt und

heiratete auch später seine Braut; das gab aber nur Anlaß zu sentimentalischen Betrachtungen über verlornes Glück und edle Entsagung. Diese Briefe in ihrer überspannten und rührseligen Schwärmerei, in denen das Wort „Liebe“ in allen Schattierungen sämtliche Seiten füllt, daneben allerhand Klatsch und kleinliche Eifersüchteleien — sie sind gewiß ein treuer Spiegel jener unreifen Mädchengemüter, wie sie sich äußerlich dem Blick des kritischen Beobachters darboten; die Keime des Tieferen und Edleren, die in beiden schlummerten, werden kaum schon irgendwo sichtbar. Die geistigen Interessen beschränkten sich auf Jean Paul'sche Romane und das Sammeln und Abschreiben von Gedichten, deren Tonart durch folgende Proben von Versen gekennzeichnet wird, die Johanna Schopenhauers Hausfreund Müller von Gerstenbergk im Jahre 1814 eigens für Adele gemacht hat:

„V e r s c h w u n d e n.“

„In das Land der seligen Liebe,
An der Grenze des ewigen Glücks,
Mit Sehnsucht, daß es mir bliebe,
Schaut ich hinein voll ahnenden Blicks.
—————“

oder:

„M ä d c h e n s K l a g e.“

„Es ruft der Hörner mutiger Schall
Den tapfern, den glücklichen Männern all
Fort in die donnernde Schlacht.
Sie stürmen in wilden eisernen Reihn
Auf frevelnden Feind freiwillig hinein,
Von Lanzen, wogend, umragt.
—————“

O dürfte mich tragen ein edel Roß
Zum Feld, wo das Blut der Tapferen floß,
Daß mit dem Teuren ich fiel!
H i e r muß ich doch e i n s a m hinunter gehn.
Dort bräch mir das Herz bei des Banners Wehn;
Da wär es auf einmal still. —“

Adele ist durch diese Gedichte, wie sie Ottilie schreibt, tief gerührt worden und hat darüber geweint.

Neben einer solchen Schwester nun der junge Philosoph, der soeben in der Waldeinsamkeit den Grundgesetzen des

menschlichen Erkenntnisvermögens nachgespürt und das Ergebnis seines Denkens als Erstlingsarbeit einem kleinen Kreise Teilnehmender vorgelegt hat, der jetzt mit Goethe Farbenversuche anstellt und von ihm in unvergeßlichen Stunden auf allen Gebieten Belehrung und Anregung empfängt, der endlich bereits den Keim seines Hauptwerks, diesen einzigen großen Grundgedanken, im Kopfe trägt. Seine gegensätzliche Stellung zur Umwelt, die tiefe Kluft, die ihn von der großen Menge trennte, er hatte sie zwar immer schon empfunden, jetzt aber erst in neuem Lichte erblicken gelernt; in einer späteren Aufzeichnung berichtet er, daß er in eben dieser Zeit durch die Lektüre des Helvetius zur Klarheit darüber gelangt sei, wie seine Heterogenität ihn für immer aus der Gesellschaft ausschiede. Gerade zu dem Leben und Treiben der Weimarer Gesellschaft, wie er sie im Hause seiner Mutter antraf, mußte er sich notwendig im Widerspruch sehen. Aus jener Zeit sind uns Niederschriften erhalten, die sich als Selbstermahnung zur Toleranz und zur Resignation gegenüber den so völlig anders gerichteten Gesinnungen der Mitmenschen darstellen¹⁾. Aber diese Aphorismen zur Lebensweisheit blieben wie die meisten derer, die er später selbst veröffentlichte, nur theoretische Erkenntnisse; seine Subjektivität, sein Temperament waren zu stark, als daß er ihnen hätte nachleben können. So konnte es nicht ausbleiben, daß er immer wieder auch äußerlich mit anderen, nicht zum mindesten gewiß mit Mutter und Schwester, zusammenstieß. Es mag darum schon berechtigt gewesen sein, wenn die Mutter ihm einmal in dieser Zeit schrieb (sie zog, als der Gegensatz sich verschärfte, den schriftlichen Verkehr den mündlichen Auseinandersetzungen vor):

„Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht sind wie Du, zu aburteilend ohne Not, und predigst mir zuweilen zu viel“,

und unter dem Eindruck solcher Ausbrüche seiner Subjektivität geschah es wohl, wenn Adele noch ein Jahr später schrieb:

„Wäre mein Bruder hier, er fände keine bessere Predigtgelegenheit als diese.“

¹⁾ Nachlaß, Ausgabe Deussen Bd. 11 §§ 83, 114, 149, 150, 170.

Gerade die Gegenstände aber, die der Schwester Herz damals erfüllten, erregten den Widerspruch des jungen Philosophen. Die Vorherrschaft der patriotischen Begeisterung, der Schwärmerei für die Freiheitshelden bei den jungen Mädchen konnte bei ihm keinem vollen Verständnis begegnen, sie mußte ihm zum mindesten übertrieben erscheinen. Er stand dem Befreiungskampfe nicht teilnahmslos gegenüber und drückte schon in einem Briefe an seinen ehemaligen Lehrer F. A. Wolf vom November 1813 seine Freude über die „glückliche Befreiung Deutschlands und eben dadurch der höheren Kultur vom Drucke der Barbaren“ aus; auch ließ er es sich nicht nehmen, Freunden, die ins Feld zogen, Ausrüstungsstücke zu schenken. Aber nationale Fragen waren ihm, wie schon aus den angeführten Worten hervorgeht, vornehmlich Kulturfragen; die Angelegenheiten der Menschheit standen ihm höher als nationale Beschränktheiten, und alles Geschichtliche und Politische sank ihm ins Kleine herab neben dem Problem des Daseins. Seine Stellung zu den Tagesereignissen war derjenigen Goethes verwandt und mag von diesem nicht unbeeinflusst geblieben sein. So konnte er, der von sich selbst sagte, er habe ein größeres Vaterland als Deutschland, und er sei dazu geboren, der Menschheit mit dem Kopfe, nicht mit der Faust zu dienen, es gleich Goethe nicht billigen, wenn Leute, deren Fähigkeiten nicht so sehr kriegerische wie intellektuelle waren, von der allgemeinen Begeisterung erfaßt, das Schwert ergriffen. Da mußte freilich die unbegrenzte Vergötterung, die Adele gleich ihren Freundinnen jedem jungen Freiheitskämpfer zollte, ihm als lächerliche Verirrung erscheinen. Den persönlichen Mut hat Schopenhauer noch viel später als eine untergeordnete, eine bloße Unteroffizierstugend bezeichnet, deren übertriebene Schätzung nur darauf beruhe, daß das weibliche Geschlecht den Vorsitz in der Gesellschaft führe¹⁾; dies Urteil mag sich auf die damaligen Weimarer Eindrücke stützen, und er mag ihm der Schwester gegenüber seiner Art nach mit nicht geringer Schroffheit Ausdruck gegeben haben. Schließlich aber war die Schwärmerei der jungen

¹⁾ Parerga, Ausgabe Deussen Bd. 4 S. 421f.
Schopenhauer-Jahrbuch.

Mädchen ja keineswegs bloß reiner Idealismus, sondern es verbarg sich dahinter doch meist das unbegrenzte Liebesbedürfnis der jugendlichen Herzen, das in Händedrücken, Worten, Blicken und Versen nach Ausdruck suchte; so diente denn die Verehrung der Freiheitskämpfer eigentlich nur einer idealen Verklärung des alltäglichen Liebesspieles, und dies war es im Grunde, was das Sinnen und Trachten Adels wie ihrer Freundinnen in jenen Jahren ausfüllte. Gehen wir die Briefe Adels und späterhin ihre Tagebücher durch, so bleibt zwar an erster Stelle und erstaunlich lange der Freiheitsheld Ferdinand Heinke der Gegenstand ihrer zärtlichen Gedanken und Gefühle; daneben aber treten doch immer wieder neue Anbeter und Angebetete auf. Und nicht nur die eigenen Herzensangelegenheiten, sondern auch diejenigen der Freundinnen bieten unerschöpflichen Unterhaltungsstoff. Wenn auch zunächst von Ottilie handelnd, so ist doch für das ganze Wesen dieser Mädchen eine Briefstelle Adels aus dem Jahre 1814 kennzeichnend:

„So vortrefflich und doch so mädchenhaft, meine Ottilie! Kannst Du selbst nicht mehr durch Liebe glücklich sein, so sollen doch andere Leute verliebt bis über beide Ohren sein, und Mylius m u ß die Niebecker lieben. Da ist auf der Erde kein Rat dafür! Wahrlich ich glaube, Du wünschtest, es gäb auf der Welt nichts als unverheiratete Herren und Damen, damit einmal ein a l l g e m e i n e s Verliebthein losginge und wir alle den lieben Mond seufzend und schmachtend ansehen, während unsere Anbeter alle, teils auf dem Hut, teils auf der Feldmütze knieend, Verse auf unsere Augen und unsere Liebenswürdigkeit machten.“

Diese scherzhaftige Anrede an die Freundin charakterisiert in der Tat vortrefflich nicht nur die Angeredete, sondern, der Briefschreiberin unbewußt, auch diese selbst, wie sie uns in jenen Jahren aus ihren Briefen und Aufzeichnungen entgegentritt.

Was konnte dem jungen Philosophen mit seinem tiefen Ernst damals diese Schwester sein? Sie konnte ihm höchstens den Stoff zu den später niedergelegten Beobachtungen über das Wesen der Mädchen als des „Knalleffekts der Natur“ abgeben und ihn zu dem Urteil berechtigen, die jungen Mädchen hielten „ihre häuslichen und gewerblichen Geschäfte in ihrem

Herzen für Nebensache, wohl gar für bloßen Spaß: als ihren allein ernstlichen Beruf betrachten sie die Liebe, die Eroberungen und was damit in Verbindung steht, wie Toilette, Tanz usw.“¹⁾

Ein innigeres persönliches Verhältnis zwischen beiden, das begreifen wir leicht, war damals unmöglich.

Die Mutter aber, die einzige, die unter gewöhnlichen Verhältnissen zwischen den so weit auseinanderliegenden Gedankenkreisen die Verbindung hätte herstellen, dem Bruder liebevolle Nachsicht mit dem unreifen Wesen der Schwester, der Schwester eine Ahnung für die geistige Bedeutung und das hohe Streben des Bruders hätte beibringen können, sie war nicht dazu imstande, weil sie selbst kein Verständnis für die Eigenart ihres Sohnes besaß, weder seiner geistigen Begabung noch seinem herben, äußerlich rauhen und abstoßenden, in der Tiefe aber so schwer ringenden und nach Liebe und Teilnahme verlangenden Wesen gerecht zu werden verstand. Sie konnte es nicht, weil sie es nicht wollte, weil ihrem eigenen Charakter jede Tiefe fremd war, weil ihre Selbstsucht alle natürliche Mutterliebe überwog. Wenn Laura Frost meint: „das Verständnis intellektuellen Wertes erfordert andere Fähigkeiten als Mutterliebe,“ so schlägt diese Behauptung jeder Erfahrung ins Gesicht. Mütterliche Liebe neigt vielmehr zur Überschätzung, und keine wirkliche Mutter wird es wohl geben, die die Fähigkeiten des Sohnes nicht zum mindesten instinktiv erfaßte und seine Leistungen nicht früher und höher würdigte als andere. Johanna Schopenhauer zumal besaß Verstand und Bildung genug, um an dem geistigen Leben ihres Sohnes teil zu nehmen; einer Mutter aber, die für den stolz seine Erstlingsarbeit ihr bringenden Sohn nichts als eine spöttische Bemerkung übrig hat, die auch später niemals nur einen Blick in seine Schriften geworfen, — einer solchen Mutter muß das natürliche Maß mütterlicher Liebe schlechtweg abgesprochen werden. Das eigene Behagen, die häusliche Bequemlichkeit und Ungestörtheit gingen ihr über alles; der Sohn aber mit seiner Tadelsucht, mit seinem ungeselligen, überall das Bewußt-

¹⁾ Bd. 5. S. 677.

sein der Überlegenheit verratenden Wesen war ihr einfach unbequem. Unbequem vor allem auch deshalb, weil er seine Angriffe vornehmlich auf ihr Verhältnis zu ihrem Freunde Müller v. Gerstenbergk richtete und es mit dem von ihm hochgehaltenen Andenken seines Vaters nicht verträglich fand.

In der Darstellung dieses Zusammenstoßes wird gewöhnlich angenommen, Arthur habe seiner Mutter ins Gesicht den Vorwurf gemacht, sie unterhalte zu Gerstenbergk unlautere Beziehungen, und bei Erörterung der Schuldfrage wird dann das Hauptgewicht darauf gelegt, welcher Art diese Beziehungen tatsächlich gewesen sind. Beides — darauf muß einmal nachdrücklich hingewiesen werden — ist falsch. In keinem der uns vorliegenden schriftlichen Zeugnisse über jenes Zerwürfnis findet sich ein genügender Grund für die Annahme, daß Arthur einen solchen Vorwurf jemals ausgesprochen hätte. Seine einzige Äußerung gegenüber der Mutter, die uns ihrem Wortlaut nach bekannt ist:

„— obgleich Sie das Andenken des Ehrenmannes, meines Vaters, weder in seinem Sohn noch in seiner Tochter geehrt haben —“¹⁾ stammt erst aus dem Jahre 1819 und hat, wie sich aus dem von Adele geschilderten Eindruck auf Johanna ergibt, alle früheren an Schärfe übertroffen. Diese Äußerung stellt auch offenbar Johannas Verhalten ihren Kindern gegenüber in den Vordergrund und kann sich auf das Verhältnis zu Gerstenbergk nur insofern beziehen, als dieser es war, um dessentwillen Johanna den Sohn und — wie wir noch sehen werden — in gewissem Maße auch die Tochter preisgab. Daß Arthur allerdings den Verdacht einer Liebschaft zwischen der Mutter und ihrem Freunde gehegt hat, wird kaum zweifelhaft sein, wenn man sich seiner späteren Ausführungen in den „Paralipomena“ über das Treiben lebenslustiger Witwen erinnert²⁾. Bei der beherrschenden, vielfach geradezu tyrannischen Stellung Gerstenbergks in Johannas Hause, und einer Mutter gegenüber, die durch ihr eitles Prahlen mit Anbetern und Bewerbern schon frühzeitig selbst dem Sohne die Reinheit ihres Bildes befleckt hatte, lag

¹⁾ Schriften der Goethesellschaft Bd. 27 S. 352; vgl. unten Abschnitt V.

²⁾ Bd. 5. S. 284f., S. 688f.

ein solcher Verdacht nahe genug. Aber geäußert zu sein braucht er darum nicht. Es kommt für die Beurteilung des traurigen Konflikts auch garnicht darauf an, ob jener Verdacht den Tatsachen entsprach, und man kann nicht die ganze Schuld auf Arthur wälzen, indem man feststellt: ein Beweis dafür lasse sich nicht erbringen. Die entscheidende Frage ist vielmehr: war neben dem Freunde noch ein Platz für den Sohn im Hause und im Herzen Johanna's? Diese Frage muß verneint werden. Zwar schrieb Johanna in jener Zeit an Arthur:

„Müller verdrängt Dich nicht Ich aber kenne Euch beide, jeder ist mir lieb nach seiner Art, und keiner tut dem andern bei mir Eintrag, keinen werde ich dem andern opfern.“

Es war aber nicht das bloße Bestehen jener Freundschaft, sondern es waren deren Maß und Formen, woran Arthur Anstoß nahm, und was die häuslichen Verhältnisse für ihn unerträglich machen mußte; anstatt sich hierin eine Einschränkung aufzuerlegen, opferte Johanna den Sohn. Prüft man — wozu hier nicht der Raum ist — an der Hand von Adels Briefen und Tagebüchern die eigenartige Rolle, welche die jedem Unbefangenen unsympathische Persönlichkeit Gerstenbergks im Leben von Mutter und Tochter während einer langen Reihe von Jahren gespielt hat, so wird man nicht im Zweifel sein können, daß jedem Sohne, der auf sich und das Andenken des verstorbenen Vaters hielt, der Aufenthalt im Hause der Mutter und der weitere Verkehr mit ihr notwendig selbst dann unmöglich gewesen wäre, wenn die Reinheit dieses Freundschaftsverhältnisses außer Frage gestanden hätte.

Die Aufzeichnungen Adels über das Verhältnis der Mutter zu Gerstenbergk besitzen umsomehr das Gepräge der Zuverlässigkeit und Objektivität, als das Mädchen in dem Zwist zwischen Mutter und Bruder sich zunächst unbedingt auf die Seite der Mutter stellte. Mitten hinein in die unerquicklichen Auftritte, anscheinend sogar auf den Höhepunkt der Auseinandersetzungen, führt uns ein Brief Adels an ihre Freundin aus dem Frühjahr 1814:

„Wenn Du, meine Otilie, dies Billet empfängst, bin ich in Jena, doch nicht, um Heinkes Gegenwart zu fliehen, sondern um der Gegenwart eines Menschen zu entgehen, der noch endlosen Jammer über uns alle bringen wird: mein Bruder hat sich schändlich gegen

Ad. 27, 571

die Mutter benommen, für jetzt will sie ihn nicht sehen. Behüte Gott Deine reine Seele für Eindrücke, wie sie der gestrige Tag in mir zurückläßt.“

Der Brief schließt, noch einmal an den Namen Heinkes anknüpfend:

„Ich habe, Gott sei gelobt, nun bald meine Neigung zu ihm verwunden und bin bald, recht bald imstande, ihn als meinen Bruder zu lieben, da ich meinen Bruder verlor.“

Diese Stellungnahme Adelsens ist wohl begreiflich. Dem damals im siebzehnten Lebensjahre stehenden jungen Mädchen, wie wir es bereits kennen gelernt haben, — unter dem Einfluß Johannas und in der Luft oberflächlicher Geselligkeit, schmelzender Gefühle und schwärmerischer Freundschaften herangewachsen, der Mutter mit kindlicher Liebe zugetan, — konnte das Leben und Treiben Johannas nicht anders als selbstverständlich erscheinen; in natürlicher Unterordnung und noch ohne Neigung zur Kritik fügte sie sich in die häuslichen Verhältnisse, wie sie durch das Freundschaftsbedürfnis der Mutter geschaffen waren. Das Bild des früh verlorenen Vaters war ihr verblaßt, und für die Eigenart des Bruders konnte sie ihrer damaligen Entwicklungsstufe nach kein Verständnis besitzen. So mußte denn auch sie in Arthur zunächst nur den Friedensstörer erblicken, der es an der schuldigen Ehrerbietung gegen die Mutter fehlen ließ.

Wir wissen, daß der Bruch zwischen Mutter und Sohn ein dauernder war, und daß beide, nachdem Arthur im Mai 1814 Weimar verlassen, sich nicht mehr wiedergesehen haben.

III.

Hatte aber Adele, wie sie schrieb, den Bruder, hatte dieser mit der Mutter auch die Schwester verloren? Das Gegenteil war der Fall: Gerade die Folgezeit sollte mit der Höherentwicklung Adelsens allmählich die Geschwister einander immer weiter annähern und die innige Vertrautheit, das herzliche Verständnis zwischen Bruder und Schwester zur Reife bringen, das uns in den prachtvollen Briefen Adelsens aus dem Jahre 1819 vor Augen treten wird.

Eine Entwicklung zu dieser Höhe war aber nicht ohne den anhaltenden Einfluß Arthurs möglich, der sich zwar nur in Briefen, aber vielleicht darum gerade nachhaltiger und weniger beeinträchtigt durch die mancherlei Reibungen eines persönlichen Verkehrs geltend machen konnte. Die Biographen Schopenhauers berichten, nach dem Bruche mit der Mutter habe auch der Verkehr zwischen den Geschwistern jahrelang — bis 1819 — geruht ¹⁾. Dies ist unrichtig. Nötigte schon der Inhalt der leider nur aus diesem Jahre erhaltenen Briefe Adels, auf einen vorherigen dauernden, der Schwester alle Tiefen des brüderlichen Wesens eröffnenden Briefwechsel zu schließen, so geben dafür die in den neueren Veröffentlichungen vielfach sich findenden Vermerke über geschriebene und empfangene Briefe einen bündigen Beweis.

Es ist wohl sicher, daß Arthur diesen Briefwechsel eingeleitet hat; denn bei Adele wird nach ihrer anfänglichen Stellungnahme und unter dem Einflusse der Mutter ursprünglich keine besondere Neigung dazu vorhanden gewesen sein. In einer Mitteilung an Ottilie aus dem Jahre 1814, jedenfalls nicht lange nach Schopenhauers Abreise, taucht der Satz auf: „Arthur hat mir geschrieben“; und es hat sie kaum erfreut, denn später heißt es: „Arthur quält mich“. Was konnten die damals so verschiedenen Geschwister auch einander zu sagen haben? Nur das Herzensbedürfnis Schopenhauers, nicht alle natürlichen Bande zerrissen zu sehen, nur seine brüderliche Neigung zu Adele kann es gewesen sein, was ihn antrieb, immer wieder der Schwester zu schreiben. Dieser wurden die Antworten zunächst nicht leicht, denn mit dem Mädchen-geschwätz, mit dem sie ihre Briefe an Ottilie damals füllte, wagte sie ihm gewiß nicht zu kommen. Noch im Jahre 1815 schrieb sie der Freundin einmal:

„Längst sollte ich Arthurn — auch Luise wohl — die liegenden Briefe beantworten; doch weiß der Himmel, ich komme nicht dazu. Besonders der an Arthur will nicht gelingen, obwohl er in Gedanken ziemlich geordnet und bis zum Niederschreiben fertig ist.“

Allmählich aber wurde dieser Briefwechsel auch ihr zum Be-

¹⁾ Grisebach S. 118 und 120, S. 292 Anm. 146; Gwinner S. 136.

dürfnis. Anders schon klingt es, wenn sie im Frühjahr 1816 gleich auf der ersten Seite des Tagebuchs in einem Überblick über ihren gegenwärtigen Zustand sich über das Ausbleiben von Nachrichten beunruhigt zeigt in den Worten:

„Von meinem Bruder weiß ich nichts, auch nichts von all den übrigen Lieben, und so steh ich allein mit dieser quälenden Angst in mir und dem ruhigen Gesichte!“

Jedoch sind die Briefe des jungen Philosophen wohl auch nicht danach angetan gewesen, die Schwester heiterer zu stimmen. Zu Beginn des Jahres 1816 hatte er die Hoffnung aufgeben müssen, bei Goethe eine Anerkennung seines Ausbaus der Farbenlehre zu finden; sogar den guten Willen zur Verständigung mußte er vermissen und so auch bei dem Manne, dem er mehr als jedem anderen Verehrung entgegengebracht, die menschlichen Grenzen entdecken. Das bedeutete eine schwere Enttäuschung für ihn und konnte gewiß nicht dazu beitragen, sein Urteil über Welt und Menschen freundlicher zu gestalten. Vor allem aber garte jetzt mehr als jemals das werdende große Werk in ihm und wurde ihm in allen seinen Teilen, nicht zum wenigsten in der Erkenntnis, daß alles Leben Leiden sei, zur allerpersönlichsten Erfahrung:

„Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sichs empor aus meinem innern Herzen.“

Dieses unmittelbare Erleben mag in den Briefen an die Schwester wohl seinen Ausdruck weit persönlicher als in der nach der Ruhe objektiver Betrachtung strebenden Darstellung des Systems gefunden haben.

„Was kann man denn viel von einer Welt erwarten, in der fast alle nur leben, weil sie noch nicht haben sich ein Herz fassen können zum Totschießen!“

Ausbrüche wie dieser uns aus jener Zeit erhaltene werden so manche Seite seiner Briefe erfüllt haben. Und nun ist es unverkennbar, wie die Schwester gerade von dieser Seite her, durch das mit dem innerlich so schwer ringenden Bruder in ihr erweckte Mitleid, den Eingang fand zu dem Verständnis seiner Persönlichkeit und zu einer wahrhaft schwesterlichen Liebe. Am ²⁷Juni 1816 verzeichnete sie in ihr Tagebuch:

„Arthur hat mir geschrieben, auch dieser Brief enthielt nichts Erfreuliches; armer, armer Bruder!“ (31)

Mit der Annäherung an den Bruder mußte aber in Adele natürlicherweise auch der Wunsch zunehmen, zwischen ihm und der Mutter eine Aussöhnung zustande zu bringen, und bei beiden hat sie sicherlich vielfach zu vermitteln gesucht.

Hauptsächlich diesem Streben verdankte wohl der Plan seine Entstehung, den Adele im Frühjahr 1816 faßte: für längere Zeit nach Dresden zu gehen. Sie durfte hoffen, im persönlichen Verkehr mit Arthur nicht nur durch Liebe und Teilnahme ihm menschlich zu helfen, sondern ausgleichend und mildernd auf ihn einzuwirken und so eine Verständigung mit der Mutter anzubahnen. Daneben mögen die von ihm in hellen Farben geschilderten reichen Bildungsmittel Dresdens für sie verlockend gewesen sein; auch scheint die allmählich ihr fühlbar werdende Unerquicklichkeit der häuslichen Zustände einen Antrieb gebildet zu haben. Nachdem Adele die Einwilligung der Mutter gewonnen, schrieb sie dem Bruder von ihrem Plan, jedoch nicht ohne Zweifel darüber, wie er ihn aufnehmen würde:

„Mit ängstlicher Sorge erwarte ich in Hinsicht Dresdens eine bestimmte Antwort: sie entscheidet sehr viel.“ *f. 27*

Aber die Antwort Arthurs war „empörend“:

„Ich war so außer Fassung, daß ich gleich zu Ottilien lief und sie den Brief lesen ließ, weil ichs nicht übers Herz bringen konnte. — Ach, ich hatte so viel von dem Plan, nach Dresden zu gehen, gehofft; alles, was ich mühsam erbaut, ist niedergerissen, und meine Arbeit geht von neuem an — es ist sehr hart!“ *f. 28*

So berichtet das Tagebuch. Was Schopenhauer geantwortet hatte, wissen wir nicht. Mag er nun jeden Versuch einer Annäherung an die Mutter von der Hand gewiesen haben, solange diese nicht eine Änderung des Verhältnisses zu ihrem Freunde eintreten lasse, mag er dem Verdacht Ausdruck gegeben haben, sie wolle sein Tun und Treiben durch die Schwester beaufsichtigen lassen — genug, seine Antwort fiel so aus, daß die Kluft zwischen ihm und Johanna dadurch noch vertieft wurde und Adele ihre Reise aufgeben mußte. Keinesfalls aber kann er irgend eine Abneigung gegen die Gesellschaft der Schwester geäußert haben; daß er vielmehr gleich ihr ein Wiedersehen wünschte, ergibt ein Brief, den sie ihm drei Jahre:

später schrieb, als ihr Dresdener Plan verwirklicht werden sollte, während er in Italien war:

„Lieber Freund, schlucke die bittere Empfindung wieder hinunter: ich weiß wahrhaftig wohl, wie weh es tut, daß ich jetzt nach Dresden gehe — doch hab ich das Versprechen, Dich bei Deiner Rückkehr zu sehen — Ich hätte Dir den Schmerz ersparen können, aber seit vier Jahren sehne ich mich nach einer Gelegenheit, etwas Rechtes zu lernen; Du wirst mich entschuldigen! nicht wahr?“

Diese Sätze schließen gewiß die Vermutung aus, daß der Reiseplan von 1816 an einer Adele persönlich verletzenden Antwort Schopenhauers gescheitert wäre. Vielmehr war es der Gegensatz zur Mutter, der hier bereits unheilvoll auf das Verhältnis der Geschwister zurückwirkte und sie — zunächst nur äußerlich — trennte. Wir müssen annehmen, daß das „Empörende“ in Schopenhauers Antwort sich gegen Johanna gerichtè und daß diese nunmehr der Tochter die Reise verboten hat. Adels Bemühungen um eine Aussöhnung waren damit vereitelt.

Doch gab sie ihr Streben nicht auf, und es war nicht nur der Starrsinn des Bruders, an dem alle Vermittlungen abprallten: auch die Mutter wollte nicht zurückweichen und zeigte die gleiche Unversöhnlichkeit. Im November 1816 vertraut Adele ihrem Tagebuch an:

„der 21. brachte leider manchen Schmerz. Arthur schrieb einen betrübenden Brief, und die Mutter zerriß mir mit ihrer Härte das Herz.“ *J. 15*

Adele aber hing mit gleicher Liebe an beiden; ja es scheint, daß sie in dieser Zeit bisweilen angefangen hat, sich dem Bruder mehr verwandt zu fühlen als der Mutter. Als sie einmal im Theater von der Bühne herab den Satz vernimmt: „Du kannst alles verlieren, jeden Freund — dir bleibt der Bruder“ — da ist sie sehr bewegt und schreibt alsbald an ihn. Schopenhauer scheint auch für die Bitten der Schwester nicht unzugänglich geblieben zu sein und ihr zuliebe manches bittere Wort, zu dem wohl Anlässe kamen, unterdrückt zu haben; so lesen wir an derselben Stelle des Tagebuchs:

„an Arthur habe ich mild und sanft geschrieben — ich will nur daran denken, daß er mir zuliebe schwieg.“

Im nächsten Frühjah^{19. März}r (1817) aber bemerkt Adele:

„Ich bin undankbar, erst jetzt zu erwähnen, daß ich einen Brief von Arthur bekommen, der mich sehr erfreut. Ach, mich freut viel, nur Gerstenbergk nicht!“

Mit dem letzten Satz tritt der ganze Umschwung zutage, der sich in dem heranreifenden Mädchen während dieser Jahre vollzog; immer mehr kam ihr zum Bewußtsein, wie die Stellung Gerstenbergks im Hause für einen erwachsenen Sohn unerträglich sein mußte, wie er notwendig den Bruder von der Mutter trennte. Sie, die beide liebte, lief Gefahr, in dem Konflikt zwischen Mutter und Sohn zerrieben zu werden. Nicht aber in der Wesensverschiedenheit beider erblickte sie damals schon das Trennende, und an eine Kritik der Mutter wagte sich ihr kindlicher Sinn noch nicht heran; vielmehr der die Mutter beherrschende Gerstenbergk war es, in dem sie den Gegenpol Arthurs erblickte, und so wurde ihr der Widerstreit dieser beiden Männer zum Wesentlichen. In diesem Sinne ist es zu verstehen, was sie im Februar 1817 angesichts der bevorstehenden Verheiratung der Freundin, die sie damit zu verlieren fürchtete, in ihr Tagebuch schrieb:

„. . . . dann diese Öde, wenn das so zehn Jahre fortgeht und eins nach dem andern fortzieht — am Ende die Mutter auch! Ich aber liege da zwischen zwei Felsen gefesselt, die sich einander nähern — Arthur und Gerstenbergk. Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart, darin werdet ihr euch immer gleichen!“

Gerstenbergk scheint keinerlei Gefühl für seine Rolle als Zerstörer der Familienbande besessen und sich in der ihm von Johanna eingeräumten Stellung durchaus wohl befunden zu haben; jedenfalls hat er seinerseits nichts getan, um eine Wiederannäherung von Mutter und Sohn zu ermöglichen, anscheinend sogar die Freundin in ihrer Unnachgiebigkeit bestärkt. Daß Adele öfters Anlaß hatte, den abwesenden Bruder sowohl der Mutter wie dem Hausfreunde gegenüber in Schutz zu nehmen, und daß sie dies aus Gerechtigkeitsgefühl und schwesterlicher Liebe auch getan, das verrät uns folgender Ausruf aus derselben Zeit:

„Gestern — — ach Gott, ich kann mich nicht entschließen, von meiner gestrigen Verzweiflung über die beiden Szenen mit der Mutter und mit Gerstenbergk zu schreiben — Arthur war die Veranlassung.“

1. Auf.

20. Febr.
1817

Solche häuslichen Szenen, unter denen Adele zu leiden hatte, betrafen aber nicht nur den Bruder. Gerstenbergk fühlte sich im Hause und im Herzen der Freundin sicher genug, um auch auf andere Frauen begehrlche Blicke zu richten; ja, selbst Adele beschenkte er, ungeachtet der Abneigung, die sie gegen ihn hegte, zeitweise mit seiner Gunst und warb sogar um ihre Hand. Die alternde Johanna konnte solchen Abschweifungen des Freundes nicht leidenschaftslos zusehen, und wieder war es Adele, die darunter zu leiden hatte; sie scheint selbst eifersüchtigen Vorwürfen der Mutter ausgesetzt gewesen zu sein. So lesen wir aus dem ²⁰Februar 1817:

„Ich bin entschlossen, zu enden und zu heiraten, sobald ich Gelegenheit habe. Meine Mutter soll ihren Freund behalten und mir nie, nie wiederholen, was sie gestern gesagt. Denn obgleich ich jetzt ruhig bin, weiß ich dennoch alles gar wohl, was mir bevorsteht! Ihn heiraten wäre das klügste — ich kann nur nicht Gestern, gestern hat man mich auf eine so grausame Art gemartert, daß mir noch die Gedanken vor Angst schwinden, wenn ich daran denke!“

Vierzehn Tage später aber heißt es:

„Gerstenbergk hat es bis aufs äußerste getrieben, und wenn ich heirate, tue ich's, um nicht dies Gefühl der Schuld mein ganzes Leben lang mit mir herumschleppen zu müssen. Sieh, ich könnte es nicht ertragen, daß ich der Mutter Glück zerstört hätte“

Welche Abgründe seelischer Verwirrung tun sich in diesen Zeilen auf! Und so geht es die Jahre hindurch fort. Verdruß, Kränkungen, häusliche Szenen — immer erscheinen sie in Verbindung mit dem Namen Gerstenbergks. Noch 1822 lesen wir: „Zuhause die alte Not überall“ und hören Adele von dem „häuslichen Familienunglück“ als einer unabänderlichen Tatsache sprechen ¹⁾.

Aber genug von all diesen Unerquicklichkeiten; sie sollen hier nicht aufgerollt, nur angedeutet werden, weil sie das Zerwürfnis zwischen Mutter und Sohn in ein anderes Licht rücken, als es in der jüngsten biographischen Behandlung der Johanna Schopenhauer geschehen ist, und weil sie das Urteil rechtfertigen, daß Johanna vielleicht ebenso wie den Sohn dem Freunde die Tochter zum Opfer gebracht hat.

¹⁾ Über die Persönlichkeit Gerstenbergks hat Grisebach in seinem „Arthur Schopenhauer“ S. 95ff. und in „Neue Beiträge“ S. 20ff. eine Reihe kennzeichnender Tatsachen zusammengetragen.

Vor allem aber müssen wir Adelsens Begabung und Wesensart um so höher einschätzen, wenn wir sie an der Seite dieser Mutter und inmitten solcher häuslichen Verhältnisse sicher den Weg zu derjenigen Höhe des Geistes und Charakters nehmen sehen, auf der sie ihrem Bruder die ebenbürtige Schwester, einem Goethe Schülerin und Freundin sein konnte.

Die Zeugnisse dieser Entwicklung liegen uns in ihren Briefen und Tagebuchaufzeichnungen bisher nur unvollkommen vor Augen und können, auch soweit es der Fall ist, hier nicht im einzelnen verfolgt werden¹⁾. Unverkennbar ist die Förderung, die das Heranreifen Adelsens durch eine gemeinsam mit der Mutter im Sommer 1816 gemachte größere Reise in die Rheingegenden erfährt. In Heidelberg gewährt ihr der Besuch der Boisseréeschen Sammlung altniederrheinischer Kunst starke Anregung, und ihre Tagebuchaufzeichnungen und Berichte an Ottilie darüber verraten neben ehrlicher Begeisterung ein bemerkenswertes Verständnis für die Bilder, deren Genuß sich ihr dort erschlossen hat. Auch Arthur Schopenhauer hat diese Sammlung später aufgesucht und sein Urteil darüber nach vielen Jahren im zweiten Bande der „Parerga“ veröffentlicht; Adelsens Briefe mögen neben Goethes bekanntem Aufsatz zuerst seine Aufmerksamkeit auf diese Kunst gelenkt haben. Die Bewunderung, die Adele vor ihr empfand, hat er freilich nicht zu teilen vermocht, wie er denn überhaupt der bildenden Kunst gegenüber wohl nicht die gleiche Empfänglichkeit besaß wie sie. Daß Adele selbst ausübend tätig war und es im Ausschneiden von Silhouetten zur Meisterschaft brachte, ist bekannt²⁾; der Bruder hat noch nach ihrem Tode anerkannt, daß sie „Blumen und kleine menschliche Figuren usw. wirklich sehr schön“ gemalt habe³⁾. Auch in der Musik konnte sie

¹⁾ Eine biographische Behandlung der Adele Schopenhauer unter Benutzung von mancherlei bisher nicht bekanntem Material ist von der Zukunft zu erwarten; vgl. die Vorbem. S. XXIII von Bd. 28 der Schriften der Goethegesellschaft.

²⁾ Die Ausgabe der Tagebücher ist mit anmutigen Proben dieser ihrer Kunst geziert. 1915 ist bei Kiepenheuer in Weimar „das Silhouettenbuch der Adele Schopenhauer“ erschienen.

³⁾ Brief an Frauenstädt vom 12. Juli 1852.

dank ihrer schönen Stimme ausübend tätig sein; vor allem besaß sie gleich dem Bruder die Fähigkeit, Musik als inneres Erlebnis zu empfinden, und es klingt wie ein Beleg zu des Philosophen metaphysischer Deutung der Tonkunst, wenn sie über das Anhören einer Zelterschen Oper berichtet:

„Über alles ergriff mich die Ouvertüre, wo das Leben immer in das leise, zarte Geflüster der Liebe zermalmend eingreift. Vergebens donnern alle Gewitter auf sie ein, immer hebt sich die alte, kindische, tändelnde Melodie leise wieder an, bis ein Schlag sie zerschmettert. Nun kommen ernstere Hoffnungen und enden in fast himmlischer Seligkeit. Auch diese ergreift endlich das Toben der erzürnten Geister, und in schnellen, verzweifelnden Akkorden löst sich alles — und die Oper beginnt.“

In ihrer Lektüre verläßt Adele nun die engen Grenzen der Unterhaltungsromane und der sentimentalischen Gedichte; Kunstschriften treten in den Vordergrund, und der Vasari wird gründlich studiert. Sind hier die Anregungen, die von Goethe ausgehen, unverkennbar, so darf wohl einzig auf den Einfluß des Bruders geschlossen werden, wenn wir hören, daß sie mit der Freundin gemeinsam den Plato liest. Nicht nur fremde Einwirkungen aber sind es, die das junge Mädchen so allmählich über den Durchschnitt des geselligen Kreises ihrer Umgebung erheben. Eigenes, Selbstgeschautes und Selbstgedachtes, kommt hinzu, und die jugendlichen Sentimentalitäten und Verworrenheiten werden mehr und mehr von den Äußerungen einer eigenartig herben Persönlichkeit abgelöst. Bald wird ihr selbst ein gewisser Abstand von der leichten und oberflächlichen Gesellschaft, die sie bisher befriedigte, fühlbar. „Der Kreis, in dem ich lebe, hat für mich nicht mehr die alten Reize“ — schreibt sie schon im Dezember 1816; junge Herren beginnen ihr „den Ekel der langen Weile zu erregen“; und zu Ostern 1817 findet sie in ihrer Selbstbetrachtung:

„Für ein junges Mädchen bin ich zu alt und viel zu bestimmt. Die eigentliche Jugendlichkeit des Äußern, dieses schüchternen Anstaunens der Welt, das liegt hinter mir! Das Höchste wie das Gemeinste trat mir näher als tausend anderen, ich kann mich nicht über die seltsamen Windungen des Lebens wundern. Zuweilen will dann die durch diese Bestimmtheit hervorbrechende Demut gegen Menschen, die ich achte, den Leuten wie rasender Stolz vorkommen — so heterogene Empfindungen glauben sie nicht in mir vereint.“

Da kann es denn nicht ausbleiben, daß ihr allmählich der Abstand auch von der Mutter fühlbar wird, wenn sie dieser auch mit kindlicher Liebe ergeben bleibt:

„. . . . das ewige Mißverstehen, der so leicht gegebene Schmerz — das paßt nicht zu meinem Wesen, und es tut mir oft sehr weh, wenn ich mit Gewalt die Verschiedenheit zwischen uns bemerken muß.“

— schreibt sie im Mai 1817; und bald darauf:

„Mutter lebt im Moment; ich gab ihr oft Gelegenheit, sich ganz auszusprechen, denn ausgesprochenes Leid mildert sich. Sie hat oft Launen, die ich aber stets bloß freundlich ertrage.“

Im Sommer und Herbst 1817 und im Sommer 1818 machte Adele mit der Mutter und Gerstenbergk wieder längere Reisen. Leider hat das Tagebuch hier eine große Lücke, und auch die Briefe an Ottilie aus dieser Zeit sind bisher nicht vollständig veröffentlicht¹⁾. Wir wissen nur, daß die Reise des Sommers 1818 sie auch in die Schweiz geführt hat. Auch diese Reisen werden nicht wenig dazu beigetragen haben, sie zu fördern und sie zu derjenigen zu machen, als die wir sie nun kennen lernen werden.

Aus dem Jahre 1818 ist das Urteil eines geistig hochbedeutenden Mannes, des Grafen Pückler-Muskau, über sie erhalten²⁾:

„Diese Unbefangenheit des Gemütes, diese Naivität bei so — ich möchte sagen — fast schauerlicher Tiefe, diese natürliche Gewandtheit im Umgange bei der Einbildungskraft, diese stille Herrschaft über sich selbst bei der bewunderungswürdigen Leichtigkeit, sich jedes Talent zu eigen zu machen und bei so viel Anlässen zur Eitelkeit — bilden ein Ganzes, dem wenig Mädchen unserer Zeit gleichen werden. Was mich angeht, kann ich nicht mehr über sie sagen, als daß ich wünschte, meine Frau möchte ihr treues Ebenbild sein; — ihr Äußeres gefällt mir, ihr Inneres ist eine schöne Schöpfung der Natur.“

Welchen Eindruck aber der Bruder, mit dem sie in regem schriftlichem Verkehr blieb, aus ihren Briefen gewonnen hat, erfahren wir aus seinem Schreiben an Goethe vom 23. Juni 1818, demselben, in dem er Goethe die Vollendung der „Welt als

¹⁾ Siehe Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 27 S. 412f. Anm. zu S. 347.

²⁾ Goethe-Jahrbuch Bd. 19 (1898) S. 89.

Wille und Vorstellung“ und das zum Herbst bevorstehende Erscheinen des Buches ankündigte. Nachdem er eingangs erwähnt, daß er von seiner Schwester fortlaufend über Goethes Ergehen „die erwünschtesten Nachrichten“ erhalten, und dann von seinem Buche und der geplanten Reise nach Italien gesprochen, heißt es:

„Meinen Weg über Weimar zu nehmen, verhindern bekannte Mißverhältnisse, so gern ich auch meine Schwester sähe, die ein außerordentliches Mädchen geworden sein muß, wie ich nach ihren Briefen urteile und nach ausgeschnittenen Figuren mit poetischem Text, welche mir der Graf Pückler mit Ekstase vorzeigte.“

Wir wissen, daß der Philosoph mit seinem Lobe stets sparsam umgegangen ist und zu einer Übertreibung nach dieser Richtung nicht geneigt hat; umsomehr werden wir in dem Urteil: „ein außerordentliches Mädchen“ — zudem einem Goethe gegenüber und mit so unverkennbarer Wärme ausgesprochen — ein vollgewichtiges Zeugnis für die Bedeutung von Adels Persönlichkeit erblicken können.

Auch ihr teilte er die Vollendung des großen Werks im Frühjahr 1818 alsbald mit. Sie schreibt darüber an Ottilie mit einer zunächst befremdenden Wendung:

„Früh einen Brief meines Bruders: im August geht er in die Welt und läßt das Buch erscheinen, das ich wie den Tod fürchte.“

1710 Wenn wir uns aber erinnern, daß sie in ihrem Bruder noch nicht den philosophischen Schriftsteller kannte, der das Geschaute und Erlebte mit kühler Reflexion übergießt, sondern wahrscheinlich aus seinen Briefen bis dahin nur den unerbittlichen, vor keiner Autorität in Kirche, Staat und Gesellschaft haltmachenden Kritiker, den hochmütig auf den menschlichen Durchschnitt, diese Fabrikware der Natur, herabschauenden Geistesaristokraten und den leidenschaftlichen, sein Persönlichstes in ergreifenden Klagen und Anklagen ergießenden Menschen kennen gelernt hatte — dann werden wir verstehen, warum sie die Mitteilung des Bruders mit Furcht aufnahm: sie konnte nichts anderes als ein aufsehenerregendes, revolutionäres Buch erwarten, das die Kluft zwischen dem Bruder und der Mitwelt erweiterte und ihm die Feindschaft aller derer zuzog, in deren Mitte Adele zu leben hatte. Wenn irgend etwas, so beweist diese Furcht ihre Liebe zu dem Bruder und ihre

Sorge um sein Glück, das sie von ihrem schwesterlichen Standpunkt aus ja nicht in dem Genuß geistigen Schaffens, sondern im äußeren Erfolg, im Beifall und in der Anerkennung der Zeitgenossen suchen mußte. Was er der Welt zu geben hatte, konnte ihr nicht die Hauptsache sein, der Schwester mußte sein persönliches Wohl im Vordergrunde stehen. Und da sah sie in ihm mit herzlichem Mitleiden vor allem den Einsamen, Ringenden; ihm helfen, ihn mit zarter Hand aus seiner Isolierung herausführen und mit der Umwelt versöhnen zu können — das war ihr inniger Wunsch. „Arthur liegt mir gewaltig in den Gedanken“ — schreibt sie in derselben Mittheilung an Ottilie.

Da sie persönlich ihm diese Hilfe nicht bringen konnte, wandte sie sich an Johann Gottlob von Quandt, der mit dem Bruder in Dresden in Berührung gekommen war und ihr selbst eine — freilich unerwiderte — Neigung entgegenbrachte; sie bat ihn, sich um Arthurs Freundschaft zu bemühen. Er tat es, und seine Antwort, in der er nach einigen Monaten, als Arthur sich schon auf dem Wege nach Italien befand, über den Erfolg berichtete, gibt mancherlei Aufschlüsse über das Bild, das des Philosophen menschliche Persönlichkeit damals einem teilnehmenden Beobachter bot. Quandt berichtet, er sei in seinem Bestreben, sich Arthur zu nähern, über Erwarten glücklich gewesen:

„Ich glaube, er liebt mich so sehr, als ihm möglich ist. Die Menschen sind ungeschickt mit ihm umgegangen; Schwache haben den Starken leiten wollen, er hat sich von ihnen losgerissen und die morschen Stützen mit gebührender Verachtung zermalmt und von sich geworfen. Egoisten haben mit seinem arglosen Herzen ein grausames Spiel getrieben, er hat sich von ihnen zurückgenommen, wie man dem, der mit einem hohen Gute unwürdig umgeht, weil er es nicht zu würdigen vermag, es wieder nimmt; und Ohnmächtige sind vor ihm zurückgebebt; denn er ist ungestüm wie der Sturm, und die Menschenspreu flog davon. So steht er sehr einsam in der Welt, und es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Geben Sie ihm einen Freund, aber im vollen Sinne des Worts, und er ist gerettet und unter Tausenden der Trefflichste.“

Des weiteren führt Quandt unter breiten allgemeinen Betrachtungen aus, wie wichtig es sei, aber auch wie schwer, Arthur aus dem „kontemplativen Leben“ herauswieder dem Umgange

mit Menschen zuzuführen, und spricht schließlich die Überzeugung aus, daß nur die Schwester es vermöge:

„Diese sympathetische Gewalt üben nur Sie über ihn aus, er liebt Sie unaussprechlich, und Sie sind es allein, die ihm Glauben, ja Begeisterung für eine höhere Frömmigkeit und wahre Heiligkeit einflößt. Ihr Bruder fühlt eine unendliche Sehnsucht, Sie nur einmal wiederzusehen, er wünscht dieses Wiedersehen mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens und fürchtet, daß es nie geschehen werde; — sollte seine Furcht wirklich begründet sein? ! Bedenken Sie, daß der ganze innere Mensch, mit dem ganzen Reichtum seiner Seele unverloren, nur in furchtbarem Egoismus eingesargt liegt, daß es aber auch nur einer wahrhaft liebevollen schwesterlichen Stimme bedarf, um den in Egoismus begrabenen Engel zur Auferstehung zu rufen. Wären Sie zu einer Zeit nach Dresden gekommen, als er sich dort aufhielt, es hätte dies, ich glaube es gewiß, auf ihn und alle Verhältnisse den segensreichsten Einfluß gehabt.“

Warum dies nicht geschehen, hat Quandt wohl erkannt: das Zerwürfnis mit der Mutter hat auch die Geschwister äußerlich getrennt; er kennt aber nicht die Veranlassung dieses Zerwürfnisses:

„Was ich aus seinem Munde darüber hörte, war, daß er sich für aufgegeben hält; nur so viel konnte ich aus seinen Äußerungen über sein früheres Leben abnehmen, daß jugendliche Wildheit wohl die erste Veranlassung zu dieser Trennung mag gegeben haben, und ich glaubte tief in seinem Herzen die Zuckungen eines ungeheueren Schmerzes gewahr zu werden, welcher die Erinnerung an eine furchtbare Epoche seines Lebens zu begleiten schien. So dunkel hierüber seine Mitteilungen waren, so sah ich doch sehr klar daraus, daß Achtung, ja selbst eine Zuneigung, deren er sich nicht vollkommen bewußt wurde, zu Ihrer und seiner Mutter durchleuchtete, zugleich aber ward ich auch die unselige Besorgnis an ihm gewahr, daß er fürchtet, daß die ihn am meisten flieht, welche von Natur ihm die Nächste ist. Lebte Fernow noch, dessen er sich mit höchster Achtung, mit Liebe und Begeisterung erinnert, so gäbe es einen trefflichen Vermittler. Könnten Sie und Ihre Frau Mutter sich entschließen, den ersten Schritt zur Annäherung zu tun, er würde gewiß nicht zurückweichen. Er ist bei vielen Charakterhärten dennoch von Natur weich und gemüthlich. Ich weiß es, er ist auch dankbar. Wer nun die Erfüllung seines liebsten Wunsches, Sie wiederzusehen, beförderte, der könnte ganz auf seine Neigung und Dankbarkeit rechnen. Sollte nicht, was auch vorgefallen sein mag, Ihre Frau Mutter wünschen, einen so ausgezeichneten Sohn wieder zu gewinnen und zu retten?“

Mit weiteren allgemeinen Betrachtungen und mit Versicherungen seiner Liebe zu Arthur schließt Quandt den wortreichen

Brief. Adele wird, wie aus einer Tagebucheintragung hervorgeht, schmerzlich von diesem Brief berührt; die Hoffnungen Quandts auf eine Aussöhnung vermochte sie wohl nicht mehr zu teilen, weil sie ihre Mutter besser kannte als er, und damit war ihr die Möglichkeit eines dauernden Zusammenseins mit dem Bruder verschlossen. Quandt ist anscheinend auch bei Johanna selbst um eine Aussöhnung bemüht gewesen, freilich ohne Erfolg; immerhin ist es, wie wir aus einem späteren Briefe Adels erfahren, größtenteils ihm zu verdanken, daß die Mutter ihr wenigstens die Erlaubnis zu einem Wiedersehen mit dem Bruder gab. Doch sollten bald neue Verwicklungen dazwischen treten.

Für die Beurteilung von Schopenhauers menschlicher Persönlichkeit ist Quandts Brief von unschätzbarem Wert. Sehen wir von dessen eigenem, gewiß wohlbegründetem Urteil ab, so ist vor allem die Zartheit und Rücksicht beachtenswert, mit der Schopenhauer sich zu Quandt über sein Verhältnis zur Mutter geäußert und in diesem die Vorstellung eines bei ihm liegenden Verschuldens erweckt hat; wie sticht diese Zartheit von den häuslichen Szenen ab, in denen Adele den abwesenden Bruder gegen die Mutter und den Hausfreund zu verteidigen hatte! Daß man Schopenhauer nicht Herzenskälte zum Vorwurf machen kann, und daß er unter dem Verlust der Mutter schwer gelitten hat, wird hiernach und nach dem direkten Zeugnis Quandts billigerweise nicht bezweifelt werden dürfen. Dies Zeugnis wiegt gewiß schwerer, als die wiederholt für das Gegenteil verwertete briefliche Äußerung über die Charakteristik seiner Mutter durch Feuerbach aus dem Jahre 1852¹⁾, aus einer Zeit also, da alle diese Kämpfe der Jugend weit hinter dem greisen Philosophen lagen, der übrigens, was man zur Ergänzung dieser Äußerung anzuführen nicht vergessen sollte, bis zum Tode stets das Bild der Mutter in seinem Zimmer hängen hatte. Unvereinbar mit dem Vorwurf der Herzenskälte ist auch die von Quandt bezeugte innige Liebe Schopenhauers zu seiner Schwester, wie wir sie nunmehr aus dem Widerhall, den sie in Adels Briefen gefunden, näher kennen lernen werden.

¹⁾ Brief an Frauenstaedt v. 12. Juli 1852.

IV.

Diese Briefe aus dem Jahre 1819, die das Verhältniß der Geschwister auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung zeigen und zugleich auf die Persönlichkeiten beider das hellste Licht werfen, gehören zu dem Schönsten in unserer Briefliteratur. Sie sind von ihrem gegenwärtigen Besitzer v. Gwinner in der Biographie Schopenhauers — leider nur teilweise — und nach ihm von Grisebach abgedruckt. Ihrer vollständigen Wiedergabe an dieser Stelle bedarf es darum nicht; nur das für das geschwisterliche Verhältniß Kennzeichnende braucht hier hervorgehoben zu werden.

Das Buch, welches Adele mit so bangem Herzen erwartete, war endlich im Dezember 1818 erschienen — um Monate zu spät für die Ungeduld des Philosophen, um Jahrzehnte zu früh für das Verständniß der Welt. In Adels Hände kam es erst im Januar 1819. „Arthurs Buch ist da“ — verkündet mit inhaltsschwerer Kürze das Tagebuch. Daß die Sorge, mit der Adele dem Werk des Bruders entgegengesehen hatte, nicht begründet gewesen, erkannte sie alsbald: der streng philosophisch-wissenschaftliche Charakter mußte die große Menge und damit die befürchteten persönlichen Angriffe fernhalten. Auch sie wird bereits von der Vorrede abgeschreckt, in der die Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie, mit Schopenhauers eigener Dissertation von 1813 und dem ersten Kapitel seiner „Farbenlehre“, sowie ein zweimaliges Lesen des Werks als unerläßliche Voraussetzung, die Kenntnis Platos und der altindischen Veden als wünschenswert für ein völliges Verständniß bezeichnet sind. Sie will darum nur einzelne Stellen lesen, die Arthur ihr besonders bezeichnet hat. Die Freundin Ottilie freilich besitzt den Ehrgeiz, von Anfang an zu beginnen; doch nach den ersten Seiten stoßen die Mädchen auf „zu viel fremde Worte und Andeutungen“ und Adele fragt darum beim Bruder an, ob er nicht jemanden wüßte, der ihr dabei helfen könnte. „Wenn ich einen Freund hätte, der mir's erklärte, läse ich wohl das ganze Buch.“ Beim Blättern darin und Lesen einzelner Stellen wird es dann aber wohl geblieben sein. Nicht nur die fehlende philosophische Vorbildung freilich ist daran schuld; Adele macht keinen Hehl aus ihrer Rücksichtnahme

auf die Anschauungen ihrer Umwelt, die zwar jede ästhetische Spielerei als den Frauen angemessen erachtete, eine wissenschaftliche Beschäftigung aber als „unweiblich“ verdamnte:

„— doch wollte ich lieber gestehen, das sittenloseste Buch gelesen zu haben, als ein Werk derart — Du kennst die Narren nicht, mit denen ich lebe.“

Die Rücksichtslosigkeit, die vor keiner Autorität Halt macht, ist ihrem weiblichen Charakter fremd, und Stellen, in denen der Bruder von Gott und Religion spricht, erschrecken sie:

„Laß Dir gestehen, daß ich mit aus Feigheit Dein Buch oft aus der Hand lege, wenn ich irgend etwas Einzelnes daraus lese. Eure philosophischen Ansichten sind mir nicht ganz fremd, und ob ich gleich nichts weniger als bigott, nicht einmal ganz echt christlich bin, wie man es jetzt wenigstens so nennt, so fürchte ich doch: Dein Glauben, Deine Meinung widerspricht der meinen, und ich scheue den Schmerz dieser Verschiedenheit.“

Man wird der Ehrlichkeit, mit der Adele so dem Bruder die Grenzen ihres Könnens, aber auch ihres Wollens zeigt, die Anerkennung nicht versagen. Ihre schwesterliche Teilnahme an der Aufnahme des Buches wird durch diese Grenzen nicht beschränkt; eifrig sammelt sie alles, was sie darüber hört. Daß Goethe sich sogleich an das Werk gemacht, die anerkennenden Worte, die er geäußert hat, die von ihm mit Seitenzahlen bezeichneten Stellen, daß dieser und jener davon gesprochen und danach gefragt hat — das alles teilt sie ihm mit Genugtuung ausführlich und in dem offensichtlichen Bestreben mit, ihm Freude zu machen. Als sie späterhin in einem Wochenblatt eine Besprechung gelesen, macht sie den Bruder darauf aufmerksam, findet die Besprechung jedoch „zu zierlich und leicht, zu damenhaft für ein so ernstes Werk“; anknüpfend daran aber verrät sie das ihr nun aufgegangene Verständnis für das Schaffen des Bruders in den schönen Worten:

„Lob und Tadel kann Dir jetzt vom Einzelnen beinah gleich gelten; die Hauptsache bleibt, daß Dein Werk bekannt werde, damit dadurch Dir neuer Lebensstoff erwachse; denn die Gegenwart hält ja auf Dich! Für kommende Jahrhunderte arbeiten ist groß, erhebend schön; gearbeitet h a b e n läßt eine peinigende Leere zurück. Darum wünsche ich Dir sogar einige Kämpfe mit den Zeitgenossen, Niederlage und Sieg, wie's kommt. Das ist ja das Band, das Dich ans Leben knüpft.“

Das Buch bildet jedoch nur einen der vielen Gegenstände, über welche die Geschwister Mitteilungen und Gedanken austauschen. Wenn man diese Briefe liest, so sollte man es kaum glauben, daß beide einander zuletzt vor fünf Jahren gesehen, und zwar zu einer Zeit, als der Schwester Jugendlichkeit jede geistige Gemeinschaft ausschloß und der häusliche Konflikt sie trennte. Jetzt gibt es im Leben beider nichts, woran sie einander nicht teilnehmen ließen.

Die häuslichen Zustände werden freilich von Adele nur leicht gestreift; zartfühlend vermeidet sie alles, was die Kluft zwischen Mutter und Bruder erweitern könnte, ja sie läßt es sich nicht nehmen, ihm leise werbend zu sagen:

„Die Mutter ist unendlich freundlich und gut,“

und ihm von dem Roman zu berichten, an dem die Mutter schreibe, und der ihr ausgezeichnet vorkomme. Sie erzählt ihm von ihren Beschäftigungen, den geselligen Ereignissen Weimars, von ihren Freundinnen und Freunden, vor allem aber von dem, der ihr und Arthur in Weimar das Höchste ist: von Goethe. Damals gerade begann sie zu Goethe in das kindlich-freundschaftliche Verhältnis zu treten, das später den Hauptinhalt vieler Lebensjahre für sie bilden sollte. Alle ihre Mitteilungen, auch solche über ihr inneres Dasein, sind jetzt frei von der sentimentalischen Schwärmerei früherer Zeit; in ihrer Unbefangenheit, Bescheidenheit und offenbaren Aufrichtigkeit können sie nicht verfehlen, herzliche Sympathie für die Schreiberin einzuflößen. Mehr aber: Achtung, ja Bewunderung für die geistige und sittliche Höhe dieses Mädchens muß die Art erwecken, wie sie mit Teilnahme und zugleich mit eigenem Urteil den Mitteilungen des Bruders begegnet.

Sind uns auch die Briefe des Philosophen nicht erhalten, so lassen Adels Antworten doch die Fülle der Gegenstände erkennen, über die er ihr geschrieben, für die er Interesse bei ihr vorausgesetzt und gefunden hat. Im Vordergrund stehen naturgemäß die Eindrücke, die er von Italien gewonnen, und seine Erlebnisse dort: In Venedig das wunderbar weiche Gefühl, das ihn umfassen, in Rom der schneidende Gegensatz zwischen den Resten einer erhabenen Vergangenheit und einer widrigschmutzigen Gegenwart; inmitten dieser Umwelt das eigene

Leben und Treiben. Adele ist eine dankbare Zuhörerin: vom Kleinsten, der „Westennot und Visitenplage“ in Rom, bis zu den feinsten Stimmungen und den edelsten Genüssen erlebt sie das vom Bruder Berichtete in ihrer Weise mit. An der Hand einer Reisebeschreibung von Italien folgt sie seinen Wegen, und im Gespräch mit einem kunstsinnigen Freunde läßt sie sich zu dem Gehörten den Kommentar liefern. In ihren Antworten aber tritt hervor, wie sie alles Aufgenommene verarbeitet hat. Mit eigenen Bemerkungen und Fragen gibt sie ihrerseits neue Anregungen: was in den Briefen des Bruders unerwähnt geblieben ist — Thorwaldsen, Canova, Byron — bringt sie zur Sprache. Adele ist sich den Eindrücken der Natur und der Kunst gegenüber der gleichen Empfänglichkeit bewußt, die sie beim Bruder wahrnimmt, und aus seinen Schilderungen sowie aus der Aufnahme, die ihre eigenen Äußerungen auf diesem Gebiet bei ihm finden, gewinnt sie freudig das Bewußtsein ihrer geistigen Verwandtschaft:

„Was Du mir über mein Gefühl in der Schweiz schreibst, ist mir höchst erfreulich. Du hast also doch verstanden, was ich eigentlich wollte. Außer Dir aber auch noch niemand. Es ist wunderbar, wie in uns doch dieselbe Natur aus allen Verschiedenheiten, die uns Geschlecht, Erziehung und Leben aufdrang, hervorblickt.“

Der Verschiedenheiten muß sie sich freilich bei manchem, was Arthur ihr schreibt, bewußt werden, und sie macht von ihrer abweichenden Meinung dann keinen Hehl. Als Arthur einmal seinem Unmut über die traurigen politischen Zustände Deutschlands, die wie ein Hohn auf den nationalen Aufschwung der Befreiungskriege erschienen, in bitteren Worten Ausdruck gegeben, antwortet sie:

„Dein Schimpfen über Teutschland sollte mir geläufige Sprache sein: die meisten geistreichen Männer unserer Zeit führen sie; ich aber hafte zu fest am vaterländischen Boden, um etwas anderes als immer wachsenden Schmerz zu empfinden.“

Am schärfsten treten die Unterschiede der Geschwister freilich im Bereich des Persönlichen hervor, gerade hier aber werden sie überbrückt von einem tiefen Verständnis Adelsens für die Eigenart des Bruders, und gerade auf diesem Gebiet wird darum am deutlichsten sichtbar, was sie ihm war und noch mehr hätte werden können. Alles, was ihn innerlich bewegt, vertraut er

ihr an, und für alles findet er bei ihr einen lebendigen Widerhall. Er schreibt ihr von seinem Verhältnis zu den Dresdener Freunden, dem Maler Ruhl und dem schon erwähnten Quandt; sie weiß mit psychologischem Scharfblick diese Mitteilungen zu würdigen, indem sie in warmen Worten ihm die Pflege der Freundschaft zu Ruhl ans Herz legt, während sie bei aller eigenen Sympathie für Quandt darauf verzichtet, diesen dem Bruder näher zu bringen. Der in seiner Vereinsamung sonst so stolze Philosoph gesteht ihr seine Sehnsucht nach Frauenliebe und nach dem Glück der eigenen Häuslichkeit, zugleich seine Verzweiflung daran, eine Frau zu finden, die seinem Idealbilde gemäß und ihm mehr als bloß Gegenstand sinnlichen Begehrens, die ihm zugleich das wäre, was die Schwester ihm ist; denn außer ihr, so schreibt er, habe er noch nie eine Frau anders als sinnlich lieben können. Sie antwortet:

„Da schreibst Du närrischer Mensch, a u ß e r m i r hättest Du nie eine Frau ohne Sinnlichkeit geliebt. Ich habe sehr gelacht. Möchte aber fragen, ob Du mich denn wohl, wenn ich nicht Deine Schwester wäre, hättest lieben können; denn am Ende gibt's Frauen genug, die höher stehen als ich. Wenn also mein eigentliches Wesen und nicht der Schwestername mir Deine Neigung gab, könntest Du eine andere lieben, fast — sieh, ich sage f a s t ebenso lieben. — — — Was Du für Kleinigkeiten von Deiner Frau forderst! Nur eben alles, wie alle. Doch wäre, dünkt mich, sehr leicht ein Mädchen zu finden, die einem großen Teil Deiner Wünsche entspräche, der Zufall walte nur — ihr findet eher zehn Frauen als wir einen Mann. Häusliches Glück ist wohl das Schönste, was uns dies Dasein gibt, und die meisten gehen stumm, ohne Klage hin und haben es nicht und dürfen es nicht einmal suchen. Ich habe es auch nicht: mich drängt, mich quält fremde Einwirkung, mich treibt mein Stolz oft zu Unfreundlichkeiten gegen Gerstenbergk, gegen die Mutter. Aber ich kann auch nur hier und dort wieder halten, was von meinem Glücksbau fällt, stützen und verdecken, mich zurückzuhalten streben und mich selbst in Schlaf singen, wenn mich der Schmerz zu heftig angreift. Und das tue auch Du.“

Wie hier Adele stolz-bescheiden des Bruders Liebesbekenntnis empfängt, ihm mit leiser Zurechtweisung das Übertriebene und das Erfüllbare seines Herzenswunsches andeutet, sein männliches mit ihrem weiblichen Geständnis erwidert und ihm zugleich den — beiden beschiedenen — Weg der Resignation

zeigt, — das vermöchte wohl keine Schwester mit schlichteren und edleren Worten zu tun.

Von seinem Mädchen beichtet er ihr, das er in Dresden zurückgelassen; mit sanftem Vorwurf und doch ohne Engherzigkeit nimmt sie auch dies auf:

„Das Mädchen, die Du nennst, jammert mich sehr, ich hoffe zu Gott, Du hast sie nicht betrogen; denn Du bist ja gegen Alle wahr, warum denn gegen so ein armes schwaches Ding nicht?“

In ihrem Tagebuche aber vermerkt sie darüber:

„er nimmt sich indessen rechtlich und gut.“ 27. 4. 19

Ein Erlebnis, das ihn besonders stark bewegt und ihn eine Zeitlang sogar aus der selbstgesteckten Bahn zu werfen droht, ist eine weibliche Bekanntschaft in Venedig; auch hierin vertraut er sich seiner Schwester an. Die Spuren dieses Ereignisses in Adelsens nur teilweise überlieferten Briefen sind undeutlich, lassen aber doch genug erkennen, wie viel ihm die Teilnahme der Schwester auch hier bedeuten mußte: gegenüber den schweren inneren Kämpfen des Philosophen, in denen Sinnen-
glut und Lebensaufgabe mit einander ringen, findet sie bei aller zartfühlenden Zurückhaltung vor seinem Allerpersönlichsten doch treffende Bemerkungen, die ihn auf das Verschiedene der weiblichen Glücksansprüche von den seinigen aufmerksam machen und ihm damit die Entscheidung im Sinne eines Verzichts erleichtern.

Adelsens Worte der Mahnung, auch wohl des Vorwurfs, an den so viel älteren Bruder haben niemals den Klang des Alt-
klugen und Überheblichen; sie werden stets von so viel innerer Berechtigung getragen, daß die Schwester gerade in ihnen vielfach als die Reifere erscheint, und daß auch der sich seiner Bedeutung so bewußte Philosoph ihnen sicher williges Gehör gegeben haben wird. Als Arthur einmal halb spottend über den „üblen Ruf“ berichtet hat, den er als Atheist in Rom hinter sich gelassen, erwidert sie:

„Es ist mir ein unaussprechlicher Schmerz, wenn ich etwas derart höre. Im Notfall tritt das Urteil mit Füßen, aber ich beschwöre Dich, mache Dir's nicht zur Lust. — — — Nie kann ich mit Dir darin übereinstimmen, daß Du Dir aus der Verachtung der Menschen nichts machst: Reiß, wie Du willst, an der Lebens-
kette, die uns alle verknüpft; Du reißest Dich doch nicht los, und

es ist eine große Frage, ob nicht Stunden kommen, wo Du die Menschen brauchst, über die Du Dich jetzt stolz erhebst. Gesetzt aber, es wäre dann möglich gewesen zu vollbringen, was Du für nötig fandest, ohne diesen Haß auf Dich zu laden, es fände sich gar, daß diese kleinen Mißhelligkeiten, die zu großen führen, mit Deinem Werk in gar keiner Verbindung ständen: wie dann? Ich bin fest überzeugt, der Übermut, den die innere Kraft auch mir zuweilen gibt, der ist's, der Dich treibt, immer mehr und mehr gegen Dich zu stellen; je größer der feindlich: Haufe, je größer der Sieg, je größer der Stolz — aber am Ende, war's der Mühe wert? ist etwa der ganze Sieg unnötig, und kämpftest Du mit Windmühlen, die zu umgehen viel leichter, sicherer und klüger war?"

Dabei wird sie seiner Eigenart stets gerecht und verlangt nicht mehr von ihm, als er seiner Natur nach im Verkehr mit Menschen leisten kann; in einem früheren Briefe heißt es auf seine Bemerkung, er müsse den Menschen gegenüber zugeknöpft sein:

„Zugeknöpft! sagst Du — und es tut mir weh, daß auch ich Dir sagen muß: zuknöpfen ist das einzige Mittel, Dich ruhig zu erhalten.“

Sie ist sich auch bewußt, daß das Rauhe und oft Abstoßende seines Wesens nur zum Teil seinem angeborenen Charakter entstammt, daß das Entbehren einer weichen mütterlichen Hand, einer warmen Häuslichkeit einen großen Teil der Schuld trägt. So begreift sie den „unwiederbringlichen Verlust der Jugendlichkeit“ des Bruders, über den sie in ihrem Tagebuche klagt. Am 19. und 20. August 1819 war Arthur — während Mutter und Schwester sich zur Regelung der Vermögensangelegenheiten schon in Danzig aufhielten — nach langer Zeit wieder in Weimar gewesen und von Goethe herzlich aufgenommen worden; unter dem Eindruck des Berichts, den er hierüber seiner Schwester gegeben, schreibt sie:

14. Sep 19

„An einem (dieser Tage) empfang ich einen Brief meines Bruders mit der Beschreibung seines Aufenthalts in Weimar, mit dem Entzücken über seine Aufnahme bei Goethes. Eine Ahnung dessen, was ihm Liebe geben konnte, was aus ihm zu machen gewesen wäre — ein Blick ins Vergangene, ins Künftige, zerstörte meine ganze Heiterkeit, glühend tobten die Sehnsucht und der Schmerz in meiner Seele.“

Eine Schwester, die mit der Selbständigkeit und Klarheit des Denkens solches Verständnis für den Bruder, solch heiße Liebe für ihn verband, wäre wohl imstande gewesen, manchen allzu rauhen Charakterzug des Menschen Schopenhauer zu glätten,

manche allzu herbe Bitterkeit seines Gefühlslebens zu mildern, wenn das Geschick ihnen ein dauerndes Zusammensein gegönnt hätte. Dabei besaß sie weibliche Entsagungs- und Anpassungsfähigkeit genug, ihre Schmerzen und Sorgen hinter den seinigen zurückzustellen. Vieles, was sie bekümmert und bewegt, vertraut sie nur ihrem Tagebuche an und zeigt dem Bruder, den sie vom eigenen Erleben beschwert genug sieht, ein ruhiges, fröhliches Gesicht.

„Mein Inneres ist klar und heiter, wie der blaue Himmel über mir“ — so schreibt sie ihm, als sie ihn in schweren inneren Kämpfen weiß, während sie selbst vom Miterleben dieser Kämpfe tiefbewegt und von manchem anderen Kummer gedrückt ist. Angesichts des drohenden Vermögensverlustes, der sie selbst zeitweise in nicht geringere Verzweiflung versetzt als den Bruder, gibt sie sich ihm gegenüber völlig gefaßt:

„Mein Herz ist schwer, aber mein Sinn ist klar; ich weiß, was ich will und was ich soll. Ich bin heiter: denn die Natur hat mir unendlichen Trost verliehen —“

und auf seine Mitteilung, ihn habe die Regung erfaßt, sich von einer Brücke zu stürzen, erwidert sie:

„Endlich bleibt noch zu bemerken, daß ich als Mann mich nicht einmal vom Stuhl, viel weniger von einer Brücke stürzte, weil ich kein Geld hätte.“

Diese heitere Fassung, die sie seiner Leidenschaftlichkeit entgegengesetzte, kann nicht verfehlt haben, ihm in all den inneren und äußeren Stürmen Beruhigung und Anhalt zu geben.

So fand der Philosoph bei seiner Schwester alles das, was er später in seinem sonst so bitteren Kapitel über die Weiber als Vorzüge ihres Geschlechts rühmte: die von der männlichen abweichende praktische Auffassungsweise, „die gern den kürzesten Weg zum Ziele und überhaupt das Zunächstliegende ins Auge faßt“ und darum den weiblichen Rat so wertvoll macht; ferner „die dem Weibe eigentümliche Heiterkeit, welche sie zur Erholung, erforderlichen Falles zum Troste des sorgenbelasteten Mannes eignet“; und nicht zum wenigsten die schönste weibliche Tugend: die unbegrenzte Fähigkeit zur Hingabe und aufopfernden Liebe.

Wir können nicht zweifeln, daß Schopenhauer sich dessen, was er an seiner Schwester besaß, bewußt gewesen ist. Sie war

nicht nur die einzige Frau, die er ohne Sinnlichkeit geliebt, sondern vielleicht der einzige Mensch, dem er jemals ohne Rückhalt vertraut hat. Persönliche Geständnisse von so ergreifendem Inhalt und Klang, wie sie aus Adelens Antworten leise widerhallen, sind niemals wieder bei ihm laut geworden, gleiche Herzensergießungen zu keinem andern sonst über seine Lippen und aus seiner Feder geflossen. Die Schwester stand ihm in jener Zeit weit näher als jemals vorher und nachher irgend ein männlicher Freund; was beide verknüpfte, war mehr als das Band der Blutsverwandtschaft, es war ein Freundschaftsverhältnis edelster Art, wohl geeignet, ihnen fürs Leben das zu ersetzen, worauf beide verzichten mußten: das Glück der Ehe.

V.

Nur mit Ergriffenheit kann man es sehen, wie diese Freundschaft der Geschwister, nachdem sie sich eben ungeachtet aller äußeren Hemmnisse bis zu einer solchen Höhe erhoben, plötzlich zusammenbricht, und zwar, wie es zunächst den Anschein hat, über einem äußeren Ereignis: dem Vermögensverlust, den Johanna und Adele Schopenhauer durch die Zahlungseinstellung des Danziger Handelshauses L. A. Muhl erleiden. In Adelens Briefen aus Danzig, wo sie sich aus diesem Anlaß von Juni 1819 bis Juni 1820 mit der Mutter aufhält, werden die mitgetheilten Zeugnisse innigster Vertrautheit bald durch die Spuren einer rasch wachsenden Entfremdung entstellt, und in ihrem Tagebuche enthüllt sich schließlich, was die Briefe noch verschweigen: der völlige Bruch.

Der äußere Verlauf der Muhlschen Angelegenheit ist bekannt: nach langwierigen Verhandlungen kam im Mai 1820 ein Vergleich zustande, auf Grund dessen Johanna und Adele Schopenhauer gleich den meisten anderen Gläubigern 30% ihrer Kapitalien erhielten, während Arthur, der es abgelehnt hatte, dem Vergleich beizutreten, bis zum Jahre 1822 die vollständige Bezahlung seiner Wechselforderung erlangte.

Daß und wie diese Angelegenheit der Anlaß wurde zu einer Auflösung des geschwisterlichen Verhältnisses, ist den bisherigen Beurteilern Schopenhauers als ein tiefer Schatten auf

seinem menschlichen Bilde erschienen; es hat ihn schwerem Vorwurf ausgesetzt, daß sein angeborenes und durch Lebenserfahrungen bestärktes Mißtrauen auch vor der ihm so treu ergebenden Schwester nicht Halt machte. Gewiß trägt dieses Urteil den Anschein der Berechtigung. Noch im Mai 1819 hatte Adele dem Bruder — wohl in Erwiderung einer Äußerung des Vertrauens — schreiben können:

„Du vertraust mir unbedingt, und weiß Gott, Du sollst Dich nie in mir, in meiner Liebe täuschen.“

Nun aber, da sein Vertrauen auf die Probe gestellt wurde, versagte es. Für die gewöhnliche Annahme, er habe dem Argwohn Ausdruck gegeben, Mutter und Schwester betrieben den Vergleich ihm gegenüber deshalb, um sich von Muhl Sondervorteile zu sichern, findet sich freilich nirgends ein Zeugnis; soviel steht immerhin fest, daß er die Schwester durch wiederholte Äußerungen des Mißtrauens schwer verletzt hat, und daß dieses Mißtrauen die Stellungnahme der beiden Frauen in den Vergleichsverhandlungen zum Gegenstande hatte.

Die neueren Veröffentlichungen erschließen nun aber verschiedene neue Gesichtspunkte für die Beurteilung des traurigen Ereignisses, von denen aus Schopenhauers Verhalten begrifflich und zum mindesten entschuldbar wird.

Zunächst ergibt sich, daß sein Mißtrauen keineswegs der einzige Grund für die Entzweiung mit Adele gewesen ist: diese hat dem Bruder vielmehr schon aus der bloßen Tatsache, daß er dem Vergleich nicht beitrug, einen schweren Vorwurf gemacht, weil er durch diese „Härte“ das Zustandekommen des Vergleichs überhaupt und damit die Rettung der 30 % gefährdet habe. Der Vorwurf ist aber offenbar ungerechtfertigt. Derselben Gefahr, in die er die Seinigen gebracht haben soll, unterzog er sich ja selbst, da er beim Scheitern des Vergleichs am Konkurse hätte teilnehmen müssen; ob aber eine Verwertung der Muhlischen Vermögensmasse nicht mindestens ebenfalls 30 % ergeben hätte, ist eine Frage, welche die beiden Frauen anscheinend nie selbständig geprüft haben, der er jedoch nachgegangen ist, wie sich aus seinem Schreiben an Soermans ergibt¹⁾. Ferner ist es objektiv unrichtig und durch-

¹⁾ Sämtliche Briefe, herausgegeben von Grisebach (Reclam) S. 42ff.

den Erfolg widerlegt, daß seine Weigerung den Vergleich gefährdet hätte; gegenüber der Muhlschen Schuldenlast von 395 000 Talern konnte seiner Forderung von 8 000 Talern garnicht diese Bedeutung zukommen. Er hat auch immer wieder erklärt, einem Vergleich nicht das Mindeste in den Weg legen zu wollen; nur daran beteiligen werde er sich nicht. Dies Verhalten bedeutete aber keine Härte gegen Muhl, es war diesem gegenüber nicht nur juristisch, sondern auch moralisch vollkommen gerechtfertigt¹⁾; die Erhaltung des Vermögens war für Schopenhauer weit mehr als eine Frage der äußeren Existenz: sie war Vorbedingung für die Vollendung einer Lebensarbeit, an deren Ertrag noch ungezählte Generationen zehren sollten; durfte dies Interesse einem Schuldner geopfert werden, der dem Philosophen noch im Jahre 1817 mit der Versicherung, er habe nicht das Geringste zu befürchten, ein eben ererbtes Kapital abgedrungen hatte, der dann 1819 seine Zahlungen einstellte und immer wieder beteuerte, er sei zahlungsunfähig, und der schließlich doch zahlen konnte? Schopenhauer hatte weder Muhl noch auch seinen Angehörigen gegenüber die moralische Pflicht, seinen von ihm nach reiflicher Überlegung gewählten Standpunkt aufzugeben. Es darf sogar die Frage aufgeworfen werden, ob Johanna und Adele, wenn sie sich diesen Standpunkt zu eigen gemacht hätten, nicht ebenfalls mehr gerettet hätten. Der Erfolg hat ihm jedenfalls Recht gegeben, und der Vorwurf Adelsens war nach dieser Richtung also unbegründet. Sie hat dies später selbst eingesehen.

Schopenhauers Verschulden — wenn von einem solchen gesprochen werden darf — beschränkt sich somit auf sein verletzendes Mißtrauen. Auch dieses jedoch lassen Adelsens Tagebuchaufzeichnungen insofern in einem milderem Lichte er-

¹⁾ Hier muß einmal die Bemerkung Paulsens (Deutsche Rundschau Bd. 32 S. 67) niedriger gehängt werden: „Ob die Art, wie er sein Recht zur Geltung brachte, den geschäftlichen Anstandsregeln entspricht, vermag ich nicht zu beurteilen.“ — Wenn Paulsen wirklich so wenig eigenes Urteil über geschäftlichen Anstand besaß, so hätte er einen Kaufmann fragen sollen, bevor er eine Bemerkung hinschrieb, die nur den Zweck haben konnte, den gleich urteilslosen Leser mißtrauisch zu machen. Das wäre ein Gebot des schriftstellerischen Anstandes gewesen.

scheinen, als sie ergeben, in wie hohem Grade tatsächlich die beiden unerfahrenen Frauen von Muhl und seinen Geschäftsfreunden abhängig gewesen sind, und mit welcher Einseitigkeit sie sich deren Wünsche zu eigen gemacht und Arthur gegenüber vertreten haben, ohne seine gewiß beachtenswerte und später durch den Erfolg gerechtfertigte abweichende Stellung unbefangen zu würdigen. Schließlich und vor allem aber tritt hervor, daß die Entzweiung der Geschwister psychologisch als Folgeerscheinung des Konflikts zwischen Mutter und Sohn verstanden werden muß: Das so begreifliche Bestreben Adelsens, mit dem Bruder verbunden zu bleiben, ohne doch den Platz an der Seite der Mutter aufzugeben, war undurchführbar; Arthur mußte auf die Dauer in der Schwester ein abhängiges Werkzeug der Mutter erblicken und darum sein berechtigtes Mißtrauen gegen diese auf jene übertragen. Von solcher Grunderkenntnis aus wird aus der vermeintlichen Schuld ein Schicksal.

Dies sind die neuen Gesichtspunkte, die sich für die Beurteilung des beklagenswertesten Ereignisses in Schopenhauers Leben ergeben werden, wenn wir es nun in den Einzelheiten seines Verlaufs verfolgen.

Gleich am Anfange steht der Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, in den Adele hineingerissen wird. Kaum in Danzig angelangt, zu Anfang Juli 1819, erhält Johanna Schopenhauer einen Brief Arthurs als Antwort auf Adelsens Nachricht von der Muhlschen Zahlungseinstellung. Er bietet ihr darin an, sein Vermögen mit Mutter und Schwester zu teilen — gewiß kein Zeugnis von Egoismus! Er hat sich aber nicht enthalten können, das Angebot mit den schon erwähnten Worten einzuleiten: „obgleich Sie das Andenken des Ehrenmannes, meines Vaters, weder in seinem Sohne noch in seiner Tochter geehrt haben.“ Diese Wendung in dem „sonst gemäßigten“ Briefe führt zu einer furchtbaren Scene, die Johanna der gewiß unschuldigen Adelemacht; wenn man deren verängstigte Berichte darüber sowohl in einem Briefe an Ottilie wie in ihrem Tagebuche liest, kann man sich eines herzlichen Mitgefühls für das arme zwischen Mutter und Bruder hin- und hergeworfene Mädchen nicht enthalten. Johanna ergeht sich in wilden

?

Anklagen gegen Arthur sowie gegen den verstorbenen Gatten:

„Sie sprach vom Vater in einer Weise, die mir das Herz fast brach, äußerte sich schrecklich gegen Arthur und sprach aus, „daß er eigentlich von ihr hätte abhängen müssen“.

Sie enthüllt hierbei der unwissenden Adele, daß der Vater durch Selbstmord geendet habe, und als Adele den Bruder und den Vater verzweifelt verteidigt, da kehrt sich Johannes Leidenschaftlichkeit gegen sie und bezichtigt sie der Parteinahme, des Mangels an kindlicher Liebe, des Wunsches, sich von der Mutter unabhängig zu machen:

„Weder Versicherungen noch Zärtlichkeiten wurden gehört; Anerbietungen, ihr den Lumpenrest dessen, was mein ist, feierlich zu verschreiben, um nur von ihr alles zu nehmen und zu bitten, wurden nicht beachtet.“ „. . . . sie war so außer sich, daß weder Bitten noch Anerbieten meines ganzen Erdenreichtums sie zu einem freundlichen Worte, zur Überzeugung meiner Liebe bringen konnten. Endlich, als sie mich durchaus nicht anhörte, reizte mich das offene Fenster mit unwiderstehlicher Gewalt. Sterben war ein Spiel gegen die Riesenlast des Lebens — aber als ich den entsetzlichen Drang in mir fühlte, gab mir Gott Besinnung und Kraft. Dennoch brachte mich die Härte der Mutter gegen Arthur, ihr Starrsinn, die Unmöglichkeit, sie zu überzeugen, zu einer Verzweiflung, die in lautes Schreien und Weinen ausbrach. Ich lag weinend, vergehend auf der Erde — nirgends einen hellen Punkt! Alles dahin! Und nicht einmal das Glück erkaufte, daß sie mir mild und ruhig traut, daß sie einsieht, daß ich sie liebe. Jahre löschen den Eindruck nicht aus, den Tag habe ich vergessen, die Worte gellen mir noch schmerzend in den Ohren.“

Dieses tragische Vorspiel muß man beachten, wenn man ermessen will, wie Adele bei den späteren Auseinandersetzungen sich dem Bruder gezeigt haben mag: den Platz an der Seite der Mutter konnte sie nicht aufgeben; wollte sie ihn aber behalten, so mußte sie der Mutter gegenüber auf den Ausdruck eigener Meinung, ja sogar auf eine Verteidigung des Bruders verzichten, diesem gegenüber aber das Sprachrohr der Mutter sein. Innerlich freilich stand sie ihm näher; gerade in der Zeit nach dieser Szene mit der Mutter war es, als ihr zum Bewußtsein kam, „was Liebe ihm geben konnte, was aus ihm zu machen gewesen“, gerade damals auch schrieb sie — obwohl nicht mehr unter dem Eindruck jener Szene — von der Mutter:

Adele am 26. Juli 19

J. 352 f

353

Fogel II ↓
332

„Bei aller Güte, Anmut, Liebenswürdigkeit versteht meine Mutter die Dinge anders als ich. Wir sind verschieden, und mit glühender Sehnsucht ruhen meine Blicke oft auf den Bildern meiner Freunde, in deren Armen ich ruhen und weinen konnte; oft verstanden mich außer Ottilie die anderen nicht, aber sie hatten jene weiche Sorgsamkeit, deren ich bedarf.“

Die weiche Sorgsamkeit fand das Mädchen bei der Mutter nicht, und doch hing sie mit kindlicher Liebe an ihr, und der Gedanke einer Trennung von derjenigen, an die das Geschick sie gekettet, mußte ihr unmöglich erscheinen. Man kann ihr gewiß keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht zwischen Mutter und Bruder zu wählen verstanden hat, daß sie nicht einmal Entschlußkraft und Rücksichtslosigkeit genug besaß, um sich der Mutter gegenüber zur Geltung zu bringen, sondern ihr die verlangte unbedingte Gefolgschaft leistete. Aber diese ihre Abhängigkeit von der Mutter darf nicht unbeachtet bleiben: Schopenhauer konnte seiner ganzen Art nach eine solche Abhängigkeit nicht würdigen; was sie im Sinne der Mutter und zu ihrer Verteidigung anführte, mußte auch er ihr wiederum als Parteinahme anrechnen. Dies hören wir heraus, wenn Adele bald nach dem erwähnten Vorfall — noch ehe die Vergleichsverhandlungen in den Vordergrund traten — in einem Brief an ihn klagt:

„So sehr ich zuweilen die Blutsverwandtschaft zwischen Dir und mir empfinde, wenn Du plötzlich so aus meiner tiefsten Seele heraus denkst, so sehr schmerzt es mich, wenn ich betrachte, wie Dir noch alle Hauptschlüssel zu meinem Wesen fehlen, wie Du sie gleichsam immer aus der Hand fallen lässest, in die ich sie lege.“

Weil Schopenhauer das Verständnis für die kindliche Anhänglichkeit, die weibliche Rücksichtnahme und das Versöhnungsbedürfnis der Schwester abging, wurde sein Gegensatz zur Mutter, sobald er wieder, wie jetzt, schärfer hervortrat, auch zum trennenden Moment im Verhältnis der Geschwister.

Gegen die Mutter richtete sich an erster Stelle Schopenhauers Mißtrauen in den jetzt schwebenden Geldfragen. An der Gutgläubigkeit und Ehrlichkeit der Johanna Schopenhauer in ihren Verhandlungen mit Muhl dürfen wir nicht zweifeln; trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß der Argwohn des Sohnes bis zu einem gewissen Grade berechtigt war. Der Satz

seiner „Paralipomena“: — „daß das von Männern durch große und lange fortgesetzte Arbeit und Mühe schwer erworbene Eigentum nachher in die Hände der Weiber gerät, welche in ihrer Unvernunft es binnen kurzer Zeit durchbringen oder sonst vergeuden“ — dieser Satz, mag er auch eine unzulässige Verallgemeinerung enthalten, traf auf Johanna Schopenhauer tatsächlich zu. Nach dem Tode des Gatten auf die Zinsen des von ihm hinterlassenen Vermögens angewiesen, hatte sie sich nicht einzuschränken vermocht, sondern durch eine kostspielige Lebenshaltung und auf zahlreichen Reisen einen Teil des Kapitals verbraucht. Da Heinrich Floris Schopenhauer ohne Testament gestorben war, stand ihr nach römischem Erbrecht nur ein Viertel seines Vermögens zu, während auf die Kinder die übrigen drei Viertel zu gleichen Teilen entfielen¹⁾. Arthur und Adele waren daher in doppelter Hinsicht benachteiligt, als sie bei der im Jahre 1809 vorgenommenen Teilung nur je ein Drittel von dem erhielten, was noch übrig war. Bei der Verwaltung von Adelsens und ihrem Vermögen hatte Johanna endlich mit unverantwortlichem Leichtsinne gehandelt, indem sie fast alles auf eine Karte gesetzt, nämlich dem Weinhändler Muhl geliehen hatte, und zwar ohne jede Sicherheit, während sie das Vermögen Adelsens als Mündelgeld hypothekarisch hätte sicherstellen müssen; eine andere Vermögensanlage in Petersburg führte ebenfalls zu Verlust. Daß Schopenhauers Zutrauen zu den finanziellen Maßnahmen der Mutter nach alledem gering war, ist nicht verwunderlich. Nun ersehen wir aber ferner aus Adelsens Tagebüchern, daß bei Regelung der Danziger Angelegenheit Johanna und mit ihr Adele offenbar blindlings alles taten, was ihnen von Muhl und seinen Freunden angesonnen wurde. Nachdem sie im ersten Schreck das ganze Kapital zu verlieren gefürchtet, begrüßten sie freudig den ihnen von Muhl angebotenen Vergleich, und ihre Gedanken drehten sich jetzt nur darum, ob dieser Vergleich wohl auch zustandekommen werde, ohne daß sie ihn gegen die voraussichtlichen Ergebnisse eines Konkurses abgewogen hätten.

¹⁾ Der Einzige, der hierauf bisher aufmerksam gemacht hat, ist m. W. D a m m in seiner bei Reclam erschienenen kleinen Biographie Schopenhauers (S. 70).

Einen unparteiischen Berater besaßen die geschäftsunkundigen Frauen in Danzig nicht; denn Soermans, ein entfernter Verwandter (Arthurs Pate), der die Hauptrolle in den Verhandlungen spielte, war offenbar persönlich stark interessiert, und noch mehr war es Abegg, der als Mitunterzeichner der Muhlischen Wechsel mithaftete. Diese beiden setzten nun den Frauen hart zu und brachten ihnen die Ansicht bei, der Vergleich müsse an Arthurs Weigerung scheitern, diese Weigerung aber sei eine Verblendung und eine Härte; nicht genug damit: sie machten auch die Frauen für Arthurs Verhalten verantwortlich und bedrängten sie, ihn zu einer anderen Stellungnahme zu veranlassen. Adele mußte für Johanna die Verhandlungen mit Arthur sowohl wie mit diesen Geschäftsleuten führen:

16. 7. 20 „Böse Tage machte mir Arthurs Weigerung, den Akkord anzunehmen; Abegg war in wilder Verzweiflung, Soermans sehr besorgt, ich mußte mit beiden reden, schreiben — ach Gott!“

— so klagt sie in ihrem Tagebuche. Und als der Bruder nicht nachgab, erhielt Adele heftige Vorwürfe:

5. 3. 20 „Gestern eine furchtbare Szene mit Abegg, der meinem Gefühle nach anders sich geben mußte. Arthur bleibt eisern fest“

— so heißt es einige Zeit später. Schopenhauer wird den Frauen jedenfalls seine Ablehnung zunächst in derselben ruhigen und nüchternen Weise begründet haben, wie er es in dem uns erhaltenen Briefe an Soermans getan hat; anstatt aber eine Würdigung dieser Stellungnahme zu versuchen, folgten sie blindlings dem, was Soermans und Abegg ihnen einredeten; so schreibt Adele über Arthurs Verhalten ins Tagebuch:

„Nach dem Briefe von Soermans treibt er ein törichtes Spiel mit seinem Geld und mit seinem Worte. Er bleibt beim Gesagten, aber er wagt das Ganze, um es zu tun. Er will durchaus nicht akkordieren, sondern apart als Schuldner (!) für sich fortbestehen und warten, ob und wann Muhl ihm bezahlt. Dadurch entbehrt er natürlich der Interessen, läßt diese Abegg sich häufen (?) und — ach es ist Unsinn. Geht der Akkord nicht durch, so meint er, sich nicht beschuldigen zu können, wenn er uns so durch dritte Hand zu Grunde gerichtet haben sollte.“ (!)

Man sieht, jeder Gedanke daran, daß sie und die Mutter schl. cht beraten seien, und daß Arthur Recht habe, fehlt Adele. Sie hielt es sogar für geboten, auf einen anderen Gläubiger

namens Götz, der ebenfalls den Vergleich zunächst ablehnte, eine Einwirkung zu versuchen. Wie wenig sie gleichwohl die Sachlage übersah, und wie zweideutig die Haltung der Danziger Geschäftsleute war, geht aus ihrer letzten Eintragung darüber nach dem Zustandekommen des Vergleichs hervor:

„Götz schrieb mir höchst unerwartet, er habe in den Akkord gewilligt — ich verstehe es nicht; gleich darauf entschied sich alles Götz kam später, aber ich konnte nicht aus ihm klug werden, und mir deckt eine trübe Wolke einen werten Menschen. Abegg nahm sich — zu klug. Ich bin auch da irre geworden“

Mehr noch aber als diese urteilslose Einseitigkeit, mit der die Frauen Schopenhauers Ansicht verwarfen, muß man ihnen verdenken, daß sie sich dazu hergegeben haben, ihn immer wieder aufs neue zum Vergleich zu drängen, während sie Muhl und seinen Freunden gegenüber wohl hätten geltend machen können, daß sie auf die Entschließungen eines erwachsenen Mannes, der seit mehr als zehn Jahren sein Vermögen selbständig und sorgfältig verwaltet hatte, keinen Einfluß ausüben wollten. Statt dessen setzten sie auch nach Arthurs mehrfachen bestimmten Erklärungen ihre Bemühungen fort, ihn zu einer Annahme des Vergleichs zu veranlassen.

Den Eindruck, den Schopenhauer hiernach aus Adels Briefen empfangen haben muß, darf man nicht außer Acht lassen, wenn man ihm gerecht werden will. Nicht nur mußte er in den immer wiederholten Vorwürfen und Bitten eine unberechtigte Einmischung in seine Vermögensangelegenheiten erblicken, nicht nur mußte es ihn kränken, daß seine Ansicht den Frauen gar nichts galt, sondern er konnte schließlich bei seinem natürlichen Mißtrauen den Argwohn fassen, er solle ein Opfer von Johanna's Leichtsinns oder gar ihrem Egoismus werden; Proben des letzteren hatte er ja genug.

Seine sicher nicht gelinden Äußerungen in diesem Sinne, obwohl vor allem der Mutter geltend, erhielten nun dadurch, daß Adele den ganzen Briefwechsel führte und selbst eine solche Befangenheit verriet, ihre Richtung auch gegen die Schwester; ihre Versuche, die Mutter zu verteidigen, die Hartnäckigkeit, mit der sie sich seinen Gründen verschloß und sich zum Vertreter Muhl'scher Interessen machte, zogen seinen Argwohn schließlich auch auf sie.

Erst wenn man mit diesen Erwägungen an die brieflichen Äußerungen Adels herantritt, in denen sie sich über sein Mißtrauen beklagt, erst wenn man sich hiernach den Briefwechsel der Geschwister über die leidige Vermögensangelegenheit in Gedanken ergänzt, wird man Licht und Schatten auf beide gerecht verteilen.

Im November 1819 schreibt sie ihm :

„Du fühlst meine entsetzliche Lage, verarge mir also nicht, wenn ich jetzt außerstand bin, mehr zu schreiben. Gib mir Nachricht von Dir — doch bitte ich Dich ernstlich, reize mich jetzt nicht durch Mißtrauen. Ich bin so wund, gedrückt und habe so verschiedene schmerzliche Losreissungen mit mir selbst in der Stille abzumachen, daß ich nichts weiter ertragen kann. Argwohn hat noch nie zu dem gehört, was ich erduldet, auch die leiseste Andeutung tritt scheidend zwischen uns. Ich hab Deine Festigkeit, aber ich habe auch Deinen Stolz, das vergiß nicht.“

Aber neben der einseitigen Erörterung der Muhlschen Sache, die derselbe Brief zweifellos ebenfalls enthalten hat, hört Schopenhauer die ernste Mahnung nicht, beantwortet sie vielmehr seinerseits mit Vorwürfen mangelnden Vertrauens und berechnender Klugheit; schmerzerfüllt erwidert sie am 9. Dezember :

„Deinen gestern empfangenen Brief eile ich zu beantworten: Er lastet auf meiner Seele. Und wie käme ich zu halbem Vertrauen? Kennst Du mich, oder kennst Du mich nicht? Und wie käme die gemeine berechnende Klugheit in meine Seele, die Gott Lob nie kleinlich erschien? Du wirst mich immer gleich finden, aber ich will nicht in einem fort in den Himmel erhoben und dann verdammt werden; fasse endlich eine klare Idee meines Wesens — wo nicht, gib mich auf.“

Das arme Mädchen leidet unendlich unter den Kämpfen mit Arthur, mit der Mutter, mit Muhl und seinen Freunden. Dabei muß sie in Gesellschaft der leichtlebigen Mutter an den Danziger geselligen Veranstaltungen teilnehmen, obwohl sie auch körperlich elend ist. Als in einer Theateraufführung ein Satz vorkommt, der sie an den Bruder erinnert, verfällt sie in ein krankhaftes Zittern.

Das Weihnachtsfest gibt ihr einige Ruhe und Gelegenheit zur Selbsteinkehr; sie sammelt sich und schreibt ihm im Januar 1820 noch einmal weich und liebevoll:

„Auch Dich bitte ich innigst, traue mir mit der alten Liebe, verhärte Dein Herz nicht gegen mich, selbst wenn ich zuweilen un-

bedacht heftig Dir wehe tat. Niemand auf der Erde liebt Dich wie ich, bedenke wohl, was das heißt, und halte das Herz fest, das nicht leicht zu gewinnen war.“

Aber auch dieser Brief muß die alten Vorwürfe, das alte Drängen wegen Schopenhauers Stellung zu dem Vergleich wieder enthalten haben. Denn seine Antwort fällt so bitter aus, daß nun der Bruch unvermeidlich ist; wir kennen diese Antwort selbst nicht, aber ihre traurige Wirkung erfahren wir aus einer Eintragung in Adelen's Tagebuch vom 9. Februar 1820:

„Das weiße Blatt sieht mich so leichenmäßig an wie ein Grabstein, der den Jammer deckt, den ich, indem ich schreibe, aufdecke und enthülle. Ich wollt', ich hätt's geschrieben, und doch kann und werde ich nie ausdrücken, wie es da innen in meinem Herz mit zerreißender Pein gekämpft hat. Erst die unendliche Angst, dazwischen öffentliche Lustbarkeiten aller Art, heiteres Lächeln auf den Lippen, tief im Herzen heißer Schmerz! Endlich Arthurs Brief, der mich vernichtend berührte. Ich kann noch nicht antworten, indeß schrieb ich ihm einige Abschiedszeilen. Denn meine Seele ist von ihm geschieden. — Seine Art, den Akkord abzulehnen, mir auf meinen fast demütig weichen Brief, auf mein ruhiges Vertrauen so zu antworten, hat mich tief gekränkt — es muß eine lange Trennung begütigend zwischen uns treten.“

Daß es freilich nicht nur die Art war, wie Schopenhauer den Vergleich abgelehnt hatte, sondern auch diese Ablehnung selbst, die Adele ihm so schwer verdachte, — das erhellt aus dem weiteren Inhalt der Eintragung: sie gibt die oben bezeichnete einseitige Ansicht wieder, wonach der Bruder „ein törichtes Spiel mit seinem Gelde“ treibe, und schließt mit den Worten:

„Irrtum ist nichts, aber die menschliche Härte! Es muß jetzt aus sein, denn ich darf das nicht ertragen.“

Und es war in der Tat aus: das schöne Verhältnis der Geschwister war aufgelöst und sollte niemals mehr zu alter Innigkeit neu geknüpft werden.

Zwar der äußere Verkehr blieb noch eine Zeitlang bestehen. Ruhiger, aber doch bitter vermerkt Adele im März:

„Ich will meinem Bruder recht ernst gelassen schreiben, aber ich will ihm verzeihen. Wer nie liebte, kann ja nicht vertrauen!“

War dieser Vorwurf begründet? Nach dem, was wir erfahren haben, glauben wir es nicht.

Schopenhauer siedelte im März 1820 als Privatdozent nach Berlin über; damit war die Möglichkeit eines Zusammen-

treffens mit den beiden Frauen bei deren bevorstehender Rückreise nach Weimar gegeben. Wenig versöhnlich und wohl ganz im Geiste der Mutter mag es geklungen haben, was Adele ihm vorher schrieb:

23. 4. 20
„An Arthur habe ich nach Berlin geschrieben, ihn gefragt, was werden soll, wenn wir uns sehen, dort nämlich, und wie er sich gegen Mutter nehmen will. Seine ganze Verfahrungsweise habe ich ihm keck beleuchtet; es war recht, ich durfte vor meinem Gewissen nicht anders schreiben.“

Seine Antwort fiel dementsprechend aus: es war wiederum ein „empörender, herzerreißender Brief“. Sie erwiderte ihm mit nur wenigen Zeilen; denn: „Das ist einer von jenen herben, bitteren Schmerzen, die kein Berühren des Worts dulden.“

Nachdem der Muhlsche Vergleich im Mai abgeschlossen war, traten Johanna und Adele Schopenhauer im Juni die Heimreise an. In Berlin sahen sich Mutter und Sohn nicht, wohl aber die Geschwister: am 1. Juli suchte Adele in Begleitung ihres Freundes, des Schauspielers P. A. Wolff, den Bruder in seiner Wohnung auf; das Tagebuch berichtet darüber:

„Ich habe gar nichts von allem getan, was ich wollte, denn er war ganz anders, als ich dachte; die martervolle Stunde ging glücklich vorüber, und nichts ist schlimmer, manches vielleicht besser. Meine Seele war so bewegt — er hatte vielleicht recht, vielleicht hatte ich oft gefehlt, vielleicht hatten wir beide übertrieben — ich will und werde ihn noch einmal sehen — dann wird mir Gott helfen.“

Zu einem nochmaligen Zusammentreffen ist es aber, soviel wir wissen, nicht mehr gekommen.

Das Aufdämmern der Einsicht, daß ein Verschulden auf beiden Seiten lag, konnte das Geschehene nicht ändern. Auch als beiden die klare Erkenntnis dessen gekommen war, worin jeder gefehlt hatte, blieb der Riß, der sich zwischen den Geschwistern aufgetan hatte, unheilbar. Denn seine Ursache lag tiefer als in einer bloßen Meinungsverschiedenheit über Vermögenssachen.

VI.

Verfolgen wir durch Adelens weiteren Lebenslauf hindurch ihr Verhältnis zum Bruder, so kann es nicht ohne schmerzliche

Resignation geschehen. Beide blieben getrennt. Nicht, daß sie zeitlebens einander gegrollt hätten; das Danziger Ereignis konnte solange nicht nachwirken, umsoweniger, als die beiderseitige Erregung, wie wir gesehen, bald schon einer ruhigeren Auffassung Platz machte. Es ist auch falsch, wie Gwinner es tut, von einem zehnjährigen Zerwürfnis zu sprechen, das durch die Wiederaufnahme des Briefwechsels im Jahre 1831 beendet worden wäre. Schon lange vor diesem Zeitpunkt, im Jahre 1824, suchten beide Geschwister sich aus eigenem Herzensbedürfnis. Wenn sie gleichwohl nicht mehr zu einander kamen, so lag dies an derjenigen, deren Einfluß auf beider Leben hier am unheilvollsten war: an der Mutter. Die Bedeutung des Bruchs von 1820 bestand darin, daß durch ihn zuerst und zugleich entscheidend für immer die Unmöglichkeit klar wurde, über die Mutter hinweg das angebahnte Verhältnis aufrecht zu erhalten. Der unüberbrückbare Gegensatz von Mutter und Sohn schloß nicht nur eine räumliche Vereinigung der Geschwister aus, er mußte beide auch innerlich scheiden. Johanna Schopenhauer duldete — das hat die oben geschilderte Szene enthüllt — keine Halbheit; sie verlangte die unbedingte Gefolgschaft der Tochter. Arthur Schopenhauer aber wird nicht minder alles oder garnichts von der Schwester verlangt haben; weil sie ihren Weg von dem der Mutter nicht trennen konnte — sei es aus Pietät, sei es aus Schwäche —, konnte sie denjenigen des Bruders nur noch kreuzen, nicht begleiten. Die Erkenntnis dieser Unmöglichkeit, durch die Muhlsche Angelegenheit zum ersten Male eröffnet, mag den Geschwistern vier Jahre später noch einmal sich aufgedrängt und sie zu einem Verzicht auf weitere Versuche einer Wiederannäherung bestimmt haben. Als dann aber im Jahre 1831 der Briefwechsel wieder aufgenommen wurde, hatten beide Geschwister gesondert ihre Entwicklung abgeschlossen und damit zu weit sich von einander entfernt, als daß die innige Gemeinschaft früherer Zeit noch möglich gewesen wäre. Der Philosoph hatte sich zu der einsamen Höhe seiner Mannesjahre erhoben, das alternde Mädchen in Kunst und Freundschaft einen eigenen Lebensinhalt gewonnen. Nur eine äußerliche Annäherung kam zustande. Einer solchen stand die Mutter nicht mehr im Wege;

sie war eine alte Frau geworden, deren Egoismus keiner Opfer mehr bedurfte. Auch der Sohn erhob nicht mehr die alten Ansprüche; Erfahrung und theoretische Einsicht hatten ihn gelehrt, von jeder Einwirkung auf andere abzusehen. Gleichzeitig aber hatte er sich auch selbst jeder fremden Einwirkung verschließen gelernt. So ließ der Wandel, der mit ihm vorgegangen war, zwar einen versöhnenden Ausklang des Verhältnisses zur Mutter zu, verhinderte aber zugleich eine innere Vertrautheit zur Schwester.

Nach dem letzten Zusammentreffen der Geschwister am 1. Juli 1820 in Berlin hörte zunächst für längere Zeit jeder Verkehr zwischen ihnen auf. Adele beschuldigte sich später, einen Brief des Bruders „leichtsinnig“ unbeantwortet gelassen zu haben; wann und aus welchem Anlasse er geschrieben worden, wissen wir nicht. Anscheinend hat um die Wende der Jahre 1821 und 1822 noch einmal eine unerquickliche briefliche Auseinandersetzung stattgefunden; denn im Februar 1822 vermerkt Adele, auf die letzten Monate zurückblickend, in ihrem Tagebuche:

„Die drei heftigsten Schmerzen dieser Zeit entsprangen aus alten Erinnerungen — dann aus Arthurs Benehmen.“

Auch daß Schopenhauer sich, wie wir gleich sehen werden, im April desselben Jahres über einen Reiseplan der beiden Frauen unterrichtet zeigt, deutet auf eine Mitteilung, die er unlängst von ihnen empfangen.

Die bitteren Empfindungen, die der Bruch mit dem Bruder bei Adele erregt hatte, wichen bald wieder ihrer sieghaften Liebe, und wie einst nach dem Zerwürfnis von 1814 sprach sie auch jetzt von ihm wieder als ihrem „armen Bruder“. Im Frühling 1822 erhielt ihre schmerzliche Sehnsucht einen heftigen Anstoß: in einem Briefe an Friedrich Osann vom 20. April 1822 hatte Schopenhauer von seinem Plan gesprochen, wiederum eine Reise zu machen, und zwar im Sommer nach der Schweiz und dann zum Herbst nach Italien; in diesem Briefe nun standen zum Schluß die kurzen Sätze:

„Ich gehe den 5ten oder 6ten Mai ab: also bitte um baldige Antwort; wissen Sie vielleicht, ob die Damen meiner Familie diesen Sommer nach Dresden gehen, wie ihr Plan war? Möchte es wissen.“

Hiervon erfährt Adele in den ersten Tagen des Mai durch Friedrich Osann oder durch dessen jüngeren Bruder Gottfried, der sich damals vorübergehend in Weimar aufhielt und dann nach Berlin reiste; rührend ist die Erregung, in die sie dies versetzt, und die Hoffnung, die sie daran knüpft:

10. 5. 22 „Arthur geht nach Italien. Der Drang, ihn wiederzusehen, klar zu werden über ihn, ist so leidenschaftlich geworden seit Gottfrieds Heimreise, daß ich ihm in der Nacht vom 3. schreiben mußte. Noch ist der Brief in meinen Händen, morgen geht er ab. Ich weiß, ich wage viel, aber ich tue nur, was ich nicht lassen kann.“

Hieran schließt sie — gerade in diesem Zusammenhange bedeutsam — Klagen über die „unzuverlässige Weise, mit der die Mutter alles behandelt und mich um schöne Jahre bringt“, und über das Verhältnis zu Gerstenbergk; dann fährt sie fort:

„In wenig Tagen muß Gottfried wiederkommen; den Abend bei uns bewies er mir viele Anhänglichkeit und eine wunderbare Kenntnis meines unseligen Verhältnisses zu Arthur. Daraufhin schrieb ich dann und gab ihm den Brief mit, denn mein Bruder hatte durch den seinen zu erfahren gestrebt, ob wir nach Dresden gingen. Seit gestern dreht sich in meinem Kopf herum, daß Arthur auch ein Wiedersehen sucht. Was kümmert ihn sonst Dresden, wenn er nach Italien geht? Alles ist in mir leidenschaftlich erregt und im äußeren still, — von Heinrich (Nicolovius) erfuhr ich eine Bestätigung von Arthurs Reise nach Italien. Ich gehe zu Voigt, um zu ergründen, wann Gottfried kommt.“

Ungeduldig wartet sie; wenige Tage später heißt es:

„Nun soll's mit einem Male nach Jena — und zwar in dem Augenblick, da Gottfried kommt, und da ich erfahren sollte, wie es mit Arthur steht!“

— — Hier bricht diese Episode für uns ab. Wie die sehnlichst erwartete Nachricht ausgefallen ist, erfahren wir nicht; es ist anzunehmen, daß ihr Brief den Bruder nicht mehr in Berlin angetroffen hatte.

Das Tagebuch Adels endet mit dem August 1822 und versiegt damit als Quelle für unsere Kenntnis von dem Verhältnis der Geschwister.

Jedenfalls folgte jetzt eine längere Zeit des Schweigens für beide. Daß Johanna Schopenhauer einen etwaigen weiteren Versuch Adels, das Band zum Bruder neu zu knüpfen, verhindert hat, ist nicht bezeugt, aber zu vermuten, nach

der Unversöhnlichkeit, die in der im Jahre 1823 von ihr ausgesprochenen Enterbung des Sohnes zum Ausdruck kommt. ¹⁾

Schopenhauer durchreiste die Schweiz und Italien und kam endlich im Juni 1823 nach München, wo er fast ein Jahr lang blieb, körperlich und seelisch krank. Während dieser ganzen Zeit verknüpfte ihn mit der Heimat nur ein seltener Austausch von Briefen mit dem schon erwähnten Jugendfreunde, dem Jenaer Philologen Friedrich Osann. Dieser war es auch, der im Januar 1824, nachdem er zu Adele in wärmere Beziehungen getreten war, dem Freunde nach München ausführlich über die Schwester schrieb ²⁾. Obwohl von dem Bestreben getragen, die Geschwister wieder einander näher zu bringen, liefern seine Mitteilungen sicherlich ein treues Bild von dem Fühlen des Mädchens für den Bruder: ihr Bedürfnis, über Arthur zu sprechen und von ihm etwas zu hören, die schwesterliche Gesinnung, die sie ihm über alle Trennungen und Mißverhältnisse hinweg bewahrt habe, wie sie sich selbst an dem Zerwürfnis die Schuld gegeben und mit Sorge und Sehnsucht an ihn denke — das alles schildert Osann dem Philosophen mit warmen Worten. Was das Schuldbekennnis Adels betrifft, so erhält es erst durch die oben gegebene schärfere Beleuchtung des Danziger Ereignisses das richtige Licht: weder darf man, wie Grisebach, es ohne weiteres als Zeugnis für Schopenhauers Schuldlosigkeit verwerten, noch, wie Gwinner, seine Bedeutung leugnen; es bezeichnet vielmehr den hervorgehobenen reichlichen Anteil Adels an dem traurigen Ereignis.

Osanns Brief erhielt auch die Mitteilung, Adele wage dem Bruder nicht zu schreiben, weil sie fürchte, die lange Scheidung möge sie ihm noch mehr entfremdet haben, sie hoffe aber, durch den Freund die Nachricht zu erhalten, daß sie ihm wieder schreiben dürfe. In herzlichen Ausdrücken bat Osann den Bruder, ihr diesen Wunsch, der auch der seine sei, zu erfüllen.

¹⁾ Siehe die Veröffentlichung des Testaments in „Arthur Schopenhauers Enterbung“ von Prof. Dr. H. H. Houben in der „Tägl. Rundschau“, Unterhaltungsbeilage Nr. 124 v. 27. Mai 1916.

²⁾ Der Brief ist vollständig bei Schemann S. 136 ff. und bei Gwinner S. 196 ff. abgedruckt.

Schopenhauers Antwort darauf in seinem vom 21. Mai 1824 aus München datierten Brief klang kurz und abweisend:

„Was Sie hinsichtlich meiner Schwester schreiben, ist gewiß sehr gut gemeint: allein Adele und ich wissen selbst gewiß am besten, was wir von einander zu halten haben. Die Empfehlung eines Dritten kann da nichts helfen.“

Zugleich bat er Osann um schleunigen Bescheid, ob und wann die Damen an den Rhein gingen; ihm liege sehr daran, es zu wissen, „um eine *rencontre imprévue* zu vermeiden“. Und doch darf man hieraus nur die Ablehnung fremder Vermittlung und die Abneigung gegen ein Zusammentreffen mit der Mutter heraushören, vielleicht auch die Resignation, mit der Schopenhauer eine näheres Verhältnis zur Schwester angesichts seines Gegensatzes zur Mutter als undurchführbar erkannt hatte. Es bedeutet eine bedauerliche Entstellung, wenn Gwinner nur diese Antwort wiedergibt und daran die Folgerung knüpft, Schopenhauer habe keine Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit der Schwester, sondern Furcht davor gehabt. Denn dem Biographen muß die Tatsache bekannt gewesen sein, die eine solche Mißdeutung ausschließt: daß Schopenhauer bald darauf selbst an Adele geschrieben hat, um ein Wiedersehen mit ihr herbeizuführen. Der Philosoph reiste nämlich nach Beendigung einer Kur in Gastein im Sommer über Stuttgart und Heidelberg nach Mannheim; von dort aus schrieb er an Adele, die mit der Mutter gleichzeitig in Wiesbaden war, worüber sie am 28. August 1824 an Goethe berichtete:

„Eine große, unbeschreiblich große Freude ist mir gestern geworden. Ihnen, lieber gütiger Vater, muß ich davon sprechen, denn hier wie überall trennt sich mein Inneres vom Außenleben, und keiner sieht den schnelleren Herzschlag. Mein Bruder ist vollkommen wiederhergestellt, befindet sich in Mannheim und hat mir geschrieben, um eine Zusammenkunft zwischen uns in Frankfurt zu bestimmen.“

Warum hat Gwinner dies seinen Lesern vorenthalten? — Auch die Sätze, die Adele hieran anschließt, sind bemerkenswert, weil sie zeigen, wie das Mädchen dem Bruder in bestimmter Richtung nützen zu können glaubte:

„Es gibt Worte, die ich von Ihnen gehört habe, die durch mein ganzes Leben hindurchtönen, ohne zu verhallen; so sagten Sie mir,

als ich von der Möglichkeit sprach: Du wirst dann wieder begütigend auf ihn wirken und in dem gestörten Dasein wieder eine Art Milde hineinbringen. Und so, hoffe ich zu Gott, soll es sein. Ich bedarf des Gefühls, jemandem wohlzutun, denn in den letzten Jahren ist mir sehr weh geschehen, und oft habe ich mich unnütz, oder besser gesagt, unbenutzt gefühlt. Es hatte noch niemand mir ausgesprochen, daß in meinem Wesen eine Art Begütigung liege, deren Einwirkung ein anderer empfinde; Sie sagten es, und nun ging es wieder fröhlicher durch die bunte Welt, in der ich eigentlich ein Halbschatten bin.“

So war es also für Adele selbst Bedürfnis und klar erkannte Aufgabe, dem Bruder menschlich zu helfen. Daß ihr versagt blieb, diese Aufgabe zu erfüllen, daß sie auch fernerhin sich „unbenutzt“ fühlen mußte, war nicht ihre Schuld. Aber auch nicht die Schuld Schopenhauers. Wenn es jetzt, wo beider Wünsche nach einem Wiedersehen sich begegneten, doch zu einem Zusammentreffen nicht gekommen ist, so können wir den Grund nur dort suchen, wo wir bereits die tiefste Ursache für die Scheidung der auch innerlich so nahe verwandten Geschwister gefunden haben: bei der Mutter.

Die Zeit nach der Heimkehr Schopenhauers — im September 1824 war er wieder in Dresden, im Mai 1825 kehrte er nach Berlin zurück — bezeichnet Entwicklungsabschnitte im Leben beider Geschwister, die es erklären, daß auch später, als die äußeren Verhältnisse es gestatteten, eine Lebensgemeinschaft zwischen ihnen nicht mehr möglich war.

Von Schopenhauer wissen wir, daß er in dieser Zeit mit Bewußtsein sich in die Einsamkeit zurückgezogen und den Verzicht auf vertrauten Umgang sich theoretisch gerechtfertigt hat, „systematisch ungesellig“ geworden ist; in dieser Zeit war es auch, wo er das Herzensbedürfnis nach einer liebenden Frau mit Vernunftgründen in sich bekämpfte und den Gedanken an eine Ehe als ihm nicht gemäß verwarf. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß in Wahrheit nicht diese Vernunftgründe es gewesen sind, die ihn zur Ehelosigkeit bestimmt haben, sondern die Tatsache, daß keine Frau ihm begegnet ist, welche die Schwester zu ersetzen, ihm das zu sein vermocht hätte, was sie ihm gewesen war: eine Frau, die er auch ohne Sinnlichkeit lieben konnte. Aus seinen Reflexio-

nen aber schöpfte er die Kraft, auf Liebe zu verzichten. So verhärtete er allmählich in seiner selbstgewählten Einsamkeit und konnte bald mit den Worten seiner Lieblingsstelle aus Goethes Briefen an Frau von Stein von sich sagen:

* h. M. St. Nov 7/21
Mai 1778 (Berlin, Potsdam)

„Die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt ist, treiben sich täglich fester an, sodaß endlich garnichts mehr durchrinnen wird.“¹⁾

Adele aber machte in derselben Zeit eine Erfahrung, die sie nächst der Trennung vom Bruder in ihrem Leben wohl am schwersten betroffen hat: Enttäuschung in ihrer Herzensneigung zu Friedrich Osann. In ihren Briefen an Goethe finden sich leise Anklänge an dieses Erlebnis, und aus einem Antwortschreiben Quandts an sie vom Dezember 1826 wird ersichtlich, eine wie tiefe Bitterkeit es in ihr zurückgelassen hat. So werden wir auch auf dieses Erlebnis beziehen müssen, was sie später im Jahre 1831 dem Bruder schrieb:

„Wenige sind wohl so glücklich gewesen als ich im Leben; das plötzliche Aufhören des Glücks und die Verachtung, die dieses Aufhören mir gegen die liebsten Menschen aufzwang, brachte mich in die Mitte zwischen Wahnsinn und Tod.“

Auf Liebe aber konnte Adele nicht verzichten. Die Mutter vermochte ihr nicht zu geben, was sie bedurfte, und dankte ihr wenig, daß sie den Bruder um ihretwillen aufgegeben hatte. Einen Ersatz für die Liebe eines Gatten, der Mutter, des Bruders fand sie zunächst in der Freundschaft zu Ottilie, dann aber vor allem in ihrem Verkehr mit Goethe. Dieser Verkehr, schon in der Kindheit angebahnt und durch Ottilie weiter vermittelt, gestaltete sich in den Jahren nach der Trennung vom Bruder immer reger und herzlicher. Aus der mit kindlicher Verehrung zu dem großen Manne aufblickenden Schülerin wurde alsbald eine Freundin, die für ihn und mit ihm arbeitete, nicht nur empfangend, sondern auch gebend. Schon ihr Tagebuch verriet, wie sie allmählich in das Verständnis Goethes hineinwuchs und bald auch von ihm mit Achtung und Zuneigung behandelt wurde. Die lebendigsten Zeugnisse für die Herzlichkeit und den reichen Inhalt dieses Verkehrs und damit auch für Adels geistige und sittliche Höhe bilden die Briefe¹⁾, die sie und

¹⁾ Goethe-Jahrbuch Bd. 19 (1898) S. 53 ff.; siehe auch H ü f f e r , im Goethe-Jahrbuch Bd. 14 (1893) S. 154 ff.

Goethe in den Jahren 1820—1831 gewechselt haben; sie lassen zugleich einen Schluß zu auf die Vertrautheit des persönlichen Umganges zwischen beiden, dessen Spuren auch in den zahlreichen Erwähnungen Adelsens in Goethes Tagebüchern erhalten sind. — Was sie von Goethe an geistiger, namentlich künstlerischer Anregung empfangen, das hat sie im Verlaufe ihres weiteren Lebens gepflegt und selbständig ausgebildet.

In den Jahren 1825 bis 1830, in denen beide Geschwister so entscheidende Wandlungen durchmachten, ruhte jeder Verkehr zwischen ihnen. Nur auf Umwegen hörten sie von einander. Wieder war es Quandt, der, wie ehemals, Adele Nachricht über den Bruder gab; im Herbst 1825 schrieb er ihr:

„Er ist auffallend älter geworden und sehr stark, was jedoch kein Zeichen von Gesundheit zu sein scheint. Auch von Seiten seines Gemüths glaube ich ihn gealtert gefunden zu haben, ohne daß ich es Reife nennen möchte. Es ist schade, daß Ihr Bruder so ganz sich selbst nur lebt und leben kann. Ich kenne den Grund Ihrer Entzweiung nicht; aber sollte die liebevolle Schwester, selbst wenn sie Recht zum Zürnen hätte, nicht zuerst gern die Hand zur Versöhnung reichen? da er sehr einer sanften Hand bedarf, die ihn liebend trägt, hält und hebt.“

Noch einmal, in einem Briefe vom Dezember 1826, kommt er darauf zurück, indem er von Schopenhauer schreibt:

„Zu seinem Glücke fehlt ihm bloß ein Gegenstand, von dessen völlig uneigennütziger Liebe er überzeugt sein und an den er sich mit vollem Vertrauen hingeben könnte. Ich wollte die Seite nicht weiter berühren, aber wie es mir schien, haben Sie ihn aufgegeben, und die Schwester war doch die, welche zunächst und einzig das, was ihm zu Glück und Heile fehlt, sein konnte. Ich habe die Tiefe dieser Wunde seines Herzens nicht ergründen wollen und ahne sie bloß. Wenn dies aber so ist, so reichen Sie ihm die Hand zur Versöhnung! — Ich erinnere mich, daß Sie mir einmal vor Jahren sagten, Sie könnten seine Briefe nicht lesen. Ist das nicht etwa ebenso, als wenn der Freund und Arzt sagte: Ich kann den Anblick des Leidenden nicht ertragen?“

Mit dem leisen Vorwurf der letzten Worte griff Quandt ebenso fehl, wie mit der oberflächlichen Beurteilung des Mißverhältnisses als einer bloßen Entzweiung. An Mitleid mit dem Bruder fehlte es ihr gewiß damals so wenig wie früher. Einst hatte Quandt schärfer gesehen; jetzt blieb ihm die tiefere Ursache

J. 209

für die Trennung beider verborgen, und Adele wird sich wohl gescheut haben, sie ihm zu enthüllen.

Bemerkenswert aber ist, daß drei Freunde, die beide Geschwister kannten und nach ihrem Werte schätzten: ein Quandt, ein Osann, ja selbst ein Goethe, von der Zusammengehörigkeit beider so tief überzeugt waren; gewiß ein Zeichen dafür, daß das Trennende nicht in ihnen lag.

Im Sommer 1829 siedelte Johanna Schopenhauer, deren Rolle in Weimar schon lange ausgespielt war, und die auch von dem seit 1825 verheirateten Freunde Gerstenbergk nicht mehr wie früher dort festgehalten wurde, mit Adele nach dem Rhein über: in Bonn, während der Sommermonate in einem Landhause in Unkel bei Bonn, fanden sie eine neue Heimat, Adele zugleich eine treue Freundin in Frau Sibylle Mertens-Schaafhausen, mit der sie bis zum Tode verbunden blieb.

Schopenhauer aber verlegte im September 1831 seinen Aufenthalt nach Frankfurt a. M. Nur der äußere Umstand, daß die Geschwister einander jetzt wieder räumlich näher gerückt waren, gab wohl die Veranlassung zu einer Wiederaufnahme des Briefwechsels. Der Philosoph war es, der zuerst das langjährige Schweigen brach, indem er im Oktober an die Schwester schrieb. Die beiden Antworten Adelens, vom 12. und vom 27. Oktober 1831, sind erhalten und von Gwinner veröffentlicht. Der herzliche Ton, den Adele in ihnen einschlägt, beweist, daß sie dem Bruder eine treue, schwesterliche Gesinnung bewahrt hatte. Aus dieser heraus gab sie sich anfangs der Hoffnung hin, die einstige Gemeinschaft werde sich noch einmal herstellen lassen, und suchte eine Brücke zu ihm zu schlagen. Sollte eine Wiederannäherung möglich sein, so mußte zunächst das Vergangene vergessen werden:

„Lieber Arthur, Du willst von der Vergangenheit schweigen, Du magst nichts über Dich sagen, und so gern ich viel früge, begreife ich Dein Gefühl zu gut, um Dich irgend zu quälen. Daß wir einander so nahe sind, hat etwas sehr Wohltuendes für mich, es scheint mir möglich, Dich zu sehen, und glaube mir, wenige Stunden Gesprächs würden bei Menschen unserer Art mehr tun, als hundert Briefe Dies Blatt soll nur als Vorläufer eines zweiten Dir sagen, daß ich unverändert und fest gehofft, daß wir uns einander nähern

würden, und Dir Deinen Brief herzlich danke, obschon mir Dein Schweigen früher sehr wehe tat. Laß das vergessen sein. Jetzt Dir ausführlichere Mitteilungen zu machen, ist, das begreifst Du, unmöglich; mir aber lag am meisten daran, jedes Mißtrauen zu beseitigen, und ein längeres Schweigen hätte Dich verletzt.“

Nach einigen äußeren Bemerkungen über des Bruders Frankfurter Aufenthalt schließt sie diesen ihren ersten Brief mit den Worten:

„Wie gern ich Dein einsames Leben wenigstens mit freundlichen Minuten schmückte, das wirst Du, wills der Himmel, einmal einsehen lernen.“

Im nächsten Briefe sucht sie sich dem Bruder durch eine Schilderung ihres inneren und äußeren Daseins näherzubringen:

„Dir nach einem so langen Schweigen ein deutliches Bild der inneren und äußeren Gestaltung meines Lebens zu geben, wird schwer sein, lieber Arthur. Dennoch muß ich es versuchen; denn es ist die einzige Art, wie wir Geschwister uns einander nähern können, was nach meiner Überzeugung gut für uns alle beide und gewiß doch ganz naturgemäß ist. Wenn ich irgendwo schroff erscheine, so rechne es bitte nicht auf meine Stellung zu Dir; es ist nur so manches in der Vergangenheit, was mich fest, aber auch hart macht, und doch bin ich zu weiblich, um den Schmerz dieser Härte weniger zu fühlen!“

Der Bericht betrifft das Äußere der Übersiedelung nach Bonn und erwähnt finanzielle Sorgen („mit denen ich dich jedoch total verschone“); im übrigen zeichnet er ein alterndes Mädchen, das auf Schmerzen und Enttäuschungen müde zurückblickt, von keinen Leidenschaften mehr bewegt ist, der Zukunft ohne eine große Hoffnung und mit Scheu vor der Einsamkeit des Alters entgegenseht. Der Gedanke an eine mögliche Heirat wird erwogen, aber als aussichtslos verworfen. Und dann kommt sie nochmals auf ihr Verhältnis zum Bruder:

„Diese ungemein freie, unbefangene Stellung hatte ich nie zu Dir, konnte sie nicht haben: Jugend und was dazu gehört, äußere Einwirkungen, Hoffnungen und Erinnerungen zerrten an mir, ich hatte Rücksichten, Ansichten. Jetzt ist vieles anders: Die Zeit hat Dich gelehrt, daß mich mein freier Wille, keine Art Not, keine Hilflosigkeit zu Dir treibt. Ich bin überzeugt, daß unsere Charaktere im Guten und Schlimmen viel Ähnliches haben; wir wollen, denke ich, nun einmal sehen, wo wir zusammenpassen. Du magst die Menschen im allgemeinen nicht, ich achte sehr wenige und lebe gern allein oder mit sehr wenigen, doch bin ich nicht menschenfeind. Du glaubst

die menschliche Natur zu kennen, ich manchmal auch, manchmal bescheide ich mich und glaube, daß ich anfangs mich zu kennen. Laß mich Dich womöglich sehen: wenn ich irgend einen Menschen zu kennen wünsche, bist Du es gib mir in der Nähe ein Rendezvous von ein paar Tagen, aber womöglich an einem kleinen unbemerkten Orte und wohin ich von hier aus leicht ganz allein reisen kann. Bis dahin schreibe mir, was Du willst, über Dich, über andere, über Bücher, Städte, Musik, kurz was Du willst: ich werde Dich herauslesen lernen aus dem, was Du schreibst. Fürchte kein Spionieren; was Du von Deinen Verhältnissen verschweigst, werde ich nie zu erraten suchen, aus Rechtlichkeit und Faulheit. Ich glaube, es wäre gut, wenn die Mutter garnicht ahndete, daß wir uns schreiben, bin aber auch bereit, es zu sagen, wenn Du es willst.“

Das Bedürfnis nach einer Wiederannäherung, das in diesen Briefen so unverkennbar echt zum Ausdruck kommt, konnte doch zu der einstigen Vertrautheit nicht führen, obgleich auch der Philosoph es wohl empfunden hat, wie wir daraus entnehmen dürfen, daß er den ersten Schritt getan. Es war zu spät. Zu fremd sind beide einander geworden, zu sehr hat jeder von ihnen seine Sonderart entwickelt, die er nicht mehr aufzugeben gewillt ist; sie sagt ihm wie sie ist, und will wissen, wer er ist. Nur um eine Annäherung zweier fertiger Charaktere konnte es sich noch handeln, nicht um eine gegenseitige Anlehnung, ein Aufgehen des einen im anderen. Daher der Zug von Resignation, der durch diese Briefe hindurchgeht, daher die ängstliche Abwehr der Sorge, ihm zu nahe zu treten, daher die „ungemein freie, unbefangene Stellung“, die Adele zu ihm einnimmt. So, und nur so, sind auch ihre Bemerkungen zu verstehen, sie wolle ihn mit den Einzelheiten ihrer Vermögenssorgen verschonen, und es treibe sie keine Not oder Hilflosigkeit zu ihm. Sie kennt das Mißtrauen des Bruders gegen die Uneigennützigkeit menschlicher Motive und sucht diesem Mißtrauen vorzubeugen; ihre eigene Abgeschlossenheit kommt darin nicht minder zum Ausdruck als diejenige Schopenhauers. So sind diese Briefe nur ein schwacher Nachklang früherer Herzensfreundschaft und eröffnen keine Hoffnung, daß sie sich erneuern könnte. — Die Erwähnung der äußeren Einwirkungen und Rücksichten in früherer Zeit und der letzte der mitgetheilten Sätze, der die Mutter nennt, geben

nochmals einen Fingerzeig, wo der tiefste Grund der langjährigen Trennung zu suchen ist.

Schopenhauers Wahrheitsliebe litt einen Briefverkehr mit der Schwester hinter dem Rücken der Mutter nicht. Diese erfuhr davon und richtete sogar im nächsten Jahre selbst einige Briefe an ihn, in denen sie den 44jährigen Sohn mit Ratschlägen und Ermahnungen bedachte und dabei einen liebevollen Ton anzuschlagen für gut fand. Sie mag bald gemerkt haben, daß von seiner jetzigen Zurückhaltung keine Störung ihrer häuslichen Bequemlichkeit mehr zu befürchten sei; auch wird das Alter sie milder gemacht haben. Der Philosoph schrieb auch seinerseits an die Mutter; wir wissen, daß er im Jahre 1833 ihr von einer günstigen Besprechung der Gesamtausgabe ihrer Schriften Mitteilung gemacht hat. Im Jahre 1835 konnte er ihr und der Schwester einen Dienst leisten, indem er durch sein energisches Auftreten gegenüber einem säumigen Schuldner eine gemeinsame alte Forderung rettete. So erfährt das Verhältnis der Mutter zum Sohne in diesen letzten Jahren ihres Lebens eine Änderung im versöhnlichen Sinne; die harten Worte, mit denen sie im Jahre 1823 seine Enterbung ausgesprochen, hat sie aber deshalb nicht zurückgenommen. Im Jahre 1838 starb Johanna Schopenhauer.

Die Geschwister aber blieben einander innerlich fern. Daß sich an die einleitenden Briefe des Jahres 1831 auch nur ein reger äußerer Verkehr geknüpft hätte, ist unwahrscheinlich. Wir wissen nicht, ob, wie Adele gewünscht, eine mündliche Aussprache zustande gekommen ist. Nur spärliche Zeugnisse dafür, daß überhaupt eine Verbindung zwischen den Geschwistern bestanden hat, sind aus den achtzehn Jahren erhalten, die bis zu Adels Tode noch verflossen sind.

Im Jahre 1836 brachte sie — aus welchem Anlaß bleibt verborgen — noch einmal das Danziger Ereignis in einem Brief zur Sprache:

„Ich riß mich los von Dir, weil mich Dein Mißtrauen erschreckte! es ist eine traurige Geschichte; Vorwürfe verdiene ich aber nicht; ich habe in aller Unschuld gefehlt.“

Zugleich klagte sie ihm ¹⁾:

„Ich habe jahrelange Qual erduldet; denn mein Vermögensverlust hat alle edleren, schöneren Verhältnisse geknickt, verdorben, mein Leben verpfuscht, weil ich lebte, als wäre ich wohlhabend, und doch nicht heiraten konnte aus Armut, und weil mich die Scheinwohlhabenheit drückte wie eine Lüge.“

Die Bewertung des Vermögensverlustes kann nur einer Augenblicksstimmung entsprossen sein; er hatte weder objektiv eine solche Bedeutung, noch hat ihn Adele dauernd so empfunden, wie sich leicht nachweisen läßt. Ob freilich bei der Enttäuschung, die sie an Friedrich Osann erlebt, das Geld eine Rolle gespielt hatte, wissen wir nicht. Im übrigen aber konnten Johanna und Adele Schopenhauer dank den Einkünften aus schriftstellerischen Arbeiten ein auskömmliches Leben führen. Adels Dasein war — ungeachtet der Bitterkeit, die das alternde ehelose Mädchen wohl bisweilen befiel — nicht verpfuscht. Die Geistesgemeinschaft mit Goethe, später die Freundschaft mit Sibylle Mertens, ein reger Verkehr mit Persönlichkeiten wie A. W. v. Schlegel, d'Alton, Boisserée, Immermann, Lewin Schücking, Annette v. Droste-Hülshoff, künstlerische Studien, künstlerisches und literarisches Schaffen, Reisen — all das hat ihrem Dasein reichen Inhalt gegeben.

1 er 1847
Nach jenen Fragmenten von 1836 ist erst aus dem Jahre 1844 wieder ein Brief Adels an Schopenhauer teilweise überliefert. Der Philosoph hatte ihr den eben erschienenen zweiten Band der „Welt als Wille und Vorstellung“ übersandt. Sie schrieb ihm darauf:

„Dein sehr geistreiches Buch hat erstlich durch Styl, Schreibart und Darstellung mich sehr erfreut. Dein System kannte ich. Vielleicht teilte ich Deinen Glauben an die Seelenwanderung, wäre ich nicht von Kindheit auf mit Menschen umgeben gewesen, die ihn hatten! Es erhob sich ein innerer Widerspruch, scharf und fest dachte ich weiter. Meine Ansicht scheidet sich auf mehreren Punkten von der Deinen, aber sie ist ihr nicht fremd. — Überraschend war mir der Gedanke der Möglichkeit, die endlose Reihe aufgedrungener Existenzen loszuwerden, aber wo liegt ein Beweis? Im Buch überhaupt nichts davon, und Du selbst stellst diese Idee bloß als

¹⁾ Daß es im selben Briefe geschieht, sagt Gwinner, der beide Stellen getrennt anführt (S. 144 u. S. 148), zwar nicht; doch ist es aus seinen Zeitangaben und aus der Übereinstimmung des Tones zu schließen.

Möglichkeit auf. Da ich nicht gern lebte, nie, so wäre mir das sehr tröstlich; aber ich glaube nicht, daß diese Kette zu brechen ist.

Die Einzelheiten sind sehr schön und besonnen gearbeitet. Ich hätte Deine Beobachtungen noch ergänzen helfen, hätte ich sie geahnt. Z. B. über körperliche und intellektuelle geerbte Ähnlichkeit. Die Kreuzungen von Großonkel und Großtante zu Großneffe und Großnichte. Dann der Sprung und die Modifikation der Geisteskräfte im Talent und wissenschaftlichem Streben; von Großvater zu Enkel, mit vielen hundert Beispielen — ich habe 5 bis 6 Jahre durch die letzten zwei Jahrhunderte und dann in der lebenden Generation sie gesammelt, jetzt habe ich diese Beobachtungen alle nicht mehr; ich tat es einem Arzt zu Liebe, mit dem ich befreundet. Mich freute, Dir auf dem von mir durchfurchten Felde zu begegnen Ich danke sehr herzlich. Vieles was ich darüber denke, kann ich nicht schreiben, noch anderes nicht sagen, weil ich D i c h zu wenig kenne. — Einen so schrecklichen Eindruck macht' es nicht, wenn ich davon erzählte, z. B. dem Erbgroßherzog g a r nicht; es interessierte ihn sehr. Die letzten zehn Jahre haben die Menschen gewöhnt, dergleichen zu hören; es beunruhigt sie nicht, besonders nicht in wissenschaftlicher Form. Es ergreift sie aber auch nicht, denn sie hören es wie jedes andere philosophische System: als einen Beweis, der mit ihnen persönlich nichts gemein hat! Dergleichen Erscheinungen sind eigentlich sehr drollig“

Der Brief bezeugt gewiß die geistige Höhe, die Adele erreicht hatte, und läßt keinen Zweifel darüber, daß sie wohl imstande gewesen wäre, an der Gedankenarbeit des Bruders in allen ihren Einzelheiten mit Verständnis teilzunehmen, w e n n sie ihm nahe geblieben wäre. Von der jugendlichen Unbehilflichkeit, mit der sie einstmals dem ersten Bande gegenübergestanden, findet sich keine Spur mehr. Aber überwiegend und bedeutsam für den inneren Abstand der Geschwister ist gewiß ein anderer Eindruck, den dieser Brief hinterläßt: der einer inneren Kühle. Wir vermissen jedes Anzeichen einer Würdigung, ja auch nur einer Ahnung der geistigen Großtat, die mit diesem zweiten Bande vollbracht war. „Dein System kannte ich“ — mit diesen vier Worten werden die Grundfragen zu den Akten gelegt, und was sie sonst schreibt, klingt uns anmaßend, fast mehr noch in den Aussprüchen des Lobes, die sie ihm spendet, als in den Einwendungen. Freilich dürfen wir Heutigen, die wir Schopenhauers Werk zu würdigen gelernt haben, nicht vergessen, wie allgemein die Verständnislosigkeit

war, der es bei den Zeitgenossen begegnete. Aber von einer geistig so hoch stehenden Schwester hätten wir erwarten dürfen, daß sie vor allen anderen die Bedeutung des Geleisteten erkannt hätte. Haben wir doch in neuerer Zeit ein leuchtendes Beispiel dafür erhalten, was schwesterliche Liebe vermag, wie sie den Eingang findet zu einem großen Menschen und seinem Werk, wo selbst den Besten noch der Leitfaden fehlt: an der Schwester Friedrich Nietzsches. Aber die Vorbedingung hierfür war Schopenhauers Schwester durch die langen Jahre der Trennung verloren gegangen: die menschliche Nähe, das liebevolle Eindringen in die Person des Philosophen. Wenn irgend etwas, so gibt dieser äußerlich so teilnehmende Brief Kunde davon, wie fremd der Bruder ihr geworden, wie äußerlich die Wiederannäherung geblieben war. Dieses innere Fremdsein hat sie selbst gefühlt; aber ihr Ausspruch:

16. 8. 44

„Vieles was ich darüber denke, kann ich nicht schreiben, noch anderes nicht sagen, weil ich D i c h zu wenig kenne“

— bezeichnet nicht nur den Grund ihrer bewußten Zurückhaltung, sondern auch, der Schreiberin unbewußt, die Grenze ihres Verständnisses für des Bruders Werk. Sie k a n n t e i h n z u w e n i g. Dieser Satz ist das traurige Ergebnis der dreißigjährigen Geschichte eines geschwisterlichen Verhältnisses, das mit einem so vielverheißenden Aufschwunge begonnen hatte, um dann schnell und für immer von der erreichten Höhe herabzusinken.

Kurz nach jenem Briefe reiste Adele mit ihren Freundinnen Ottilie und Sibylle nach Italien ab, wo sie über vier Jahre blieb. Aus Neapel richtete sie im Dezember 1847 den letzten Brief an den Bruder, der erhalten ist; soweit er bekannt geworden, gibt er nur Kunde von der vorwiegend ästhetischen Richtung, in der sie sich fortentwickelt hatte:

„Deine Prophezeiung, lieber Arthur, daß mich Rom langweilen werde, ist an mir zu Schanden geworden: ich habe fast zwei Jahre mit stets sich erneuerndem Interesse dort gelebt, und sogar hier weiß ich noch, wie schön es ist — — — Ottilie behauptet, Bilder ersetzen mir Menschen. Sehr möglich. Das Gefühl der Schönheit ist ein sanftes Glück, und in der Kunst bleibt es ungetrübt. Über Italien werde ich wohl niemals viel reden; ich fühle den sehr großen Einfluß, den es auf meine ganze Seele gehabt: es hat mich von mir

selbst gelöst und ganz fremde, ganz andere Interessen und Ideen in mir geweckt. Daß mir die Kunst so viel gewähren könne, wußte ich nicht.“

Die Meinung Grisebachs, die eingangs erwähnte Prophezeiung sei eine mündliche gewesen, und seine Folgerung, Adele habe bei ihrer Hinreise in Frankfurt den Bruder gesehen, wird wohl niemandem zwingend erscheinen. Wohl aber läßt dieser Brief ebenso wie der vorige einen Schluß darauf zu, wie selten beide einander geschrieben haben. Mit der Fähigkeit zur inneren Gemeinschaft war ihnen auch die Neigung zur Pflege des äußeren Verkehrs abhanden gekommen.

Im April 1849, auf der Rückreise Adelens aus Italien, sahen die Geschwister einander; es ist dies die einzige beglaubigte Zusammenkunft seit jener Aussprache vom 1. Juli 1820.

Wenige Monate später, am 25. August 1849, starb Adele Schopenhauer.

Frau Sibylle Mertens hat ihr einen Gedenkstein gesetzt, dessen Inschrift sie als beste Tochter und als treue Freundin rühmt.

Wer aber auch des Philosophen menschliche Persönlichkeit mit warmer Sympathie zu umfassen vermag, wird jenen Denkstein nicht ohne schmerzliche Regung betrachten; denn er wird dessen gedenken, wozu Adele Schopenhauer vor allem berufen war, und was sie doch n i c h t hat sein können: die Gefährtin ihres Bruders.